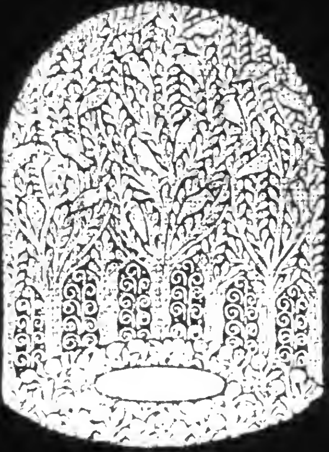
Bruno Wille

Der heilige Hain

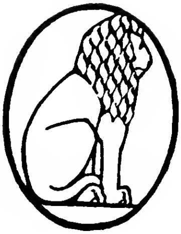


UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class Book Volume
834 W66 K1908

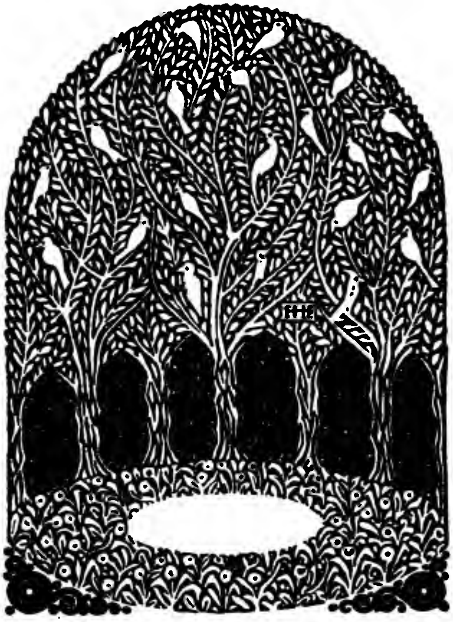
Mr10-20M

4.50



Bruno Wille

Der heilige Hain



Ausgewählte Gedichte

Verlegt bei Eugen Diederichs/Jena
Neunzehnhundertacht

834W66
K1908

Sternenbraut

167466

Das biſt du

Wenn mit Dunkel und mit Schweigen
Mutter Nacht dein Bett umhüllt,
Lauſche, wie mein Zaubergeigen
Heimlich dir die Kammer füllt.
Lauſche, wie dich Wunderglocken
Fromm zur heilgen Tiefe locken.
In der Tiefe wohnt die Ruh,
Und die Tiefe / das biſt du.

Frieden ihm, ſo dir zur Seiten
Atmend ruht; er iſt dein Schild.
Frieden allen Erdenbreiten,
Jedem Gottesebenbild!
Gib den Hütten dein Erbarmen
Und dem Glück ein froh Umarmen.
Ohne Güte keine Ruh.
Jedes Antlitz / das biſt du.

Engel, heitre Lichtgeſtalten,
Steigen aus dem dunkeln Land
Und in deine Hände falten
Koſend ſie die Kinderhand.
Sieh doch, deine toten Lieben
Sind dir alle treu geblieben;
Mutterherz heißt ihre Ruh.
Deine Kinder / das biſt du.

Spürſt du auch, wie auf dein Grüßen
Harrt ein treuer Paladin?
Aus der Ferne dir zu Füßen
Kann ihn deine Sehnſucht ziehn.
Gib dein Auge ſeinem Auge;
Eins im andern ſauge, ſauge
Heimatswonne, Heimatsruh.
Du biſt ich, und ich bin du.

Horch, mein Lieb, die Zaubergeigen
Singen Hochzeitsmelodein,
Und der bunte Sternenreigen
Stimmt und funkelt üppig drein.
Welten ſchwärmen dort bei Welten,
Wiegen ſich in blauen Zelten,
Summen uns in ſelge Ruh . . .
Ich bin Stern, und Stern biſt du.

Die beiden Waldfeuer

Waldfeuer drüben an der Bergeshalde,
Dein Wölkchen Rauch
Schwebt einſam nicht; aus meinem Tannenwalde
Steigt gleicher Hauch.

Ob dort und hier zwei treue Herzen flammen,
Getrennt durch Kluft und Strom /
Den Rauch, die beiden Säulen, ſchmilzt zuſammen
Ein Himmelsdom.

Die Ferne hat ein Minnen uns beſchieden,
Das nicht genießt,
Nur ſegnend grüßt / und ſanft zu Gottes Frieden
Hinüberfließt.

Und ob ich ewig dunkel bliebe

Wie traurig dieſe Wälder düſtern!
Kein Sonnengold tief innen lacht;
Das tun die felſengrauen Küſtern,
Von Laubgeflechten überdacht.

Auch ich ſo trüb. Der Liebe Gnade
Darf ſtrahlen nicht zu meinem Grund.
Die Sorg umdüſtert meine Pfade,
Ich bin ein öder Dickichtſchlund.

Doch duld ich lächelnd, heilge Sonne,
Daß ſich dein Brautkuß mir verſchließt /
Wenn draußen nur die goldne Wonne
Um tauſend Sonnenkindlein fließt.

Laß lieben dich mit jener Liebe,
Die nicht Genuß, nur Andacht will.
Und ob ich ewig dunkel bliebe /
Von deinem Leuchten träum ich ſtill.

Triſtans Heimkehr

O Schweſter fern im Sternenland!
Ich grüße dich mit heißem Weinen;
All meine Tiefen ſind entbrannt,
Mich deinem Lichte fromm zu einen.

Du mahneſt an den Vatergrund,
Der uns einander eingeboren.
Ein Sündenwahn zerriß den Bund /
Mein Garten Eden ging verloren.

Geſchieden aus der Ewigkeit,
Trieb ich der Fremde nach vermeſſen.
Fort ſpülte mich die Woge Zeit /
Und meine Schweſter war vergeſſen.

Doch eines Nachts am Felſenſtrand,
Als dumpf das Lied der Öde toſte,
Da ward ich heimlich ſüß gebannt,
Weil mich ein Sternenauge koſte.

Du warſt es, und ich ſog den Seim
Der alten Lieb aus dieſem Auge.
Nun fühl ich treu, wo ich daheim,
Und daß ich noch zur Heimkehr tauge.

Nun trag ich treu der Fremde Not
Und ſehne mich zur Strahlenferne /
Bis alle Fremdheit in mir tot...
O ſelig Grab im Schweſterſterne!

Bergſee

Es träumt aus düſterm Felſenſchacht
Ein totenſtiller See
Zur grenzenloſen Sternenpracht /
O Seligkeit und Weh!

Laßt taumeln mich, ihr Himmelshöhn,
Verſinken ganz in Schau!
Mein Funkelſtern, ſo bräutlich ſchön
Wie eine Perle Tau!

Und bleibſt du, Engel, weltenfern,
Streu deinen Silberſchein /
Dein Seelengleichnis / keuſcher Stern,
In meine Tiefen ein.

In meine Tiefen lockt ein Grund /
O find ihn, Sternenbraut /
Wo Erd und Himmel Mund an Mund
Zur ewgen Ruh ſich traut.

Lilien ſchnein

Die Winterwolken tropften,
Auf Gräbern lag der Schnee.
Zween heiße Herzen klopften,
Ihr Scheiden tat ſo weh.

„Und wirſt du mir genommen,
Du bitterſüßer Knabe,
Einſt ſollſt du wiederkommen,
Daß ich dich ewig habe.“

Der Knabe hub die Augen,
Vielherbe zuckt ſein Mund:
„Du hoffeſt noch, wir taugen
Zu einem Erdenbund?

Mag ſein, es wird gefreiet,
Herzallerliebſte mein,
Wenn's weiße Lilien ſchneiet,
Und regnet Hochzeitswein.“

Er ſchied. Und nur im Traume
Kam Troſt für ihre Pein:
Sie ſah beim Gräberbaume
Wein regnen, Lilien ſchnein.

Und wie ſie dann erwachte,
So war es lauter Nichts.
Da weinte ſie und lachte
Ob ihres Wahngeſichts:

„Laßt mich zum Gräbergarten,
Zum kühlen Erdverließ,
Das Wunder zu erwarten,
So doch mein Schatz verhieß.

Sprach er denn nicht: gefreiet
Wird, Allerliebſte mein,
Wenn's weiße Lilien ſchneiet,
Und regnet Hochzeitswein?

Ein Dach ſoll mich bedecken,
Wenn endlich Lilien ſchnein,
Ein Hügel mich verſtecken,
Wenn's regnet Hochzeitswein.“

Bald raunten dumpfe Glocken:
„Willkommen unterm Dach,
Tu Myrten um die Locken
Und ruh im Brautgemach!“

Nach Jahren kommt gegangen
Der Knabe durch das Gras,
Erblichen ſeine Wangen,
Die Augen kummernaß.

Da hat ſein Fuß geholpert,
Und übers Totenhaus
Iſt er dahingeſtolpert,
Der Odem ging ihm aus.

Nun horch, es lacht im Grabe:
„Erfüllt ſoll alſo ſein,
Dein Spruch, getreuer Knabe:
Wein regnet, Lilien ſchnein!

Der Schnee ſind deine Wangen,
Dein Augentau iſt Wein.
Nun halten ſich umfangen
Auf ewig Mein und Dein.“

Des Knappen Eiferſucht

Was ſporneſt du den Rappen?
Wohin die blinde Flucht?
Es narrt dich tollen Knappen
Ein Traum der Eiferſucht. /

„Als Geier möcht ich ſteigen,
Mein Flug ging' hoch hinaus
Und ſollte dann ſich neigen
Zu meiner Gräfin Haus.

Ich ſchlüge mit dem Flügel
An ihre Kammertür,
Bis aufgeſprengt der Riegel,
Und bleich ſie träte für.

Bei ihrem ſtolzen Nacken
Wollt ich die Flechten feſt
Mit ſtarkem Schnabel packen:
Nun komm ins Geierneſt!

Ich wollt aus ſcharfen Augen
Ihr ſpähen ſeelenwärts.
Fänd ich den Grund nicht taugen,
Zerhackt ich ihr das Herz.

Und aber aus den Lüften
Ich kreiſchend niederſtieß'
Und wollte mich zerklüften
Am Wetterfahnenſpieß."

Himmliſche Minne

Es kämmte die Gräfin ihr flutend Haar,
Zur Minne täte ſie taugen.
Da wallte vorbei der junge Scholar
Und hub die ſchmachtenden Augen.

Scholar, halt lieber die Augen in Hut,
Daß ſie zu hoch nicht fliegen!
Wer nicht geboren aus Adelsblut,
Darf keine Gräfin kriegen. /

„Und iſt mein Schatz auch hoch und fern,
Mein Minnen ſoll daran hangen,
Wie ich liebe des Himmels höchſten Stern;
Wer mag ihn zur Erde langen?“ /

Scholar, von der Erde gehörſt du fort,
Haſt ſchon des Himmels Weihen,
Biſt gar ſo rein wie die Engel dort,
Die lieben, ohne zu freien.

Du Keuſcher biſt höher geboren denn ich,
Dein Adel reicht über die Fürſten.
O heb mich hinan! Ich fühle mich
Nach himmliſcher Minne verdürſten.

Verſchlafenes Glück

Und wie ich mich erhub vom Heu,
Und wie mein Blick ging ſtaunend um,
Da ſchlug aufs Herze mir die Reu:
O weh, du haſt verſchlafen
Den ganzen Sonntag ſchier / wie dumm!

Und wie mein Blick ging ſtaunend um,
Stund dort mein Schatz und ſah zurück /
An eines Fremden Arm, wie dumm /
Mein Seelenſchatz vom Himmel /
Sein dürſtend Auge leer von Glück!

Verdürſtend ſah mein Schatz zurück:
„Was ſchliefeſt, Närrchen, auch ſo lang!
Verträumt iſt unſer Liebesglück,
Im Sinken ſchon die Sonne . . .
Ade! Mir iſt wie dir ſo bang.“ /

Was ſchliefeſt, Närrchen, auch ſo lang!
Und was nun weiter? Bleib im Traum!
Beliebt vielleicht ein Schlendergang,
Recht einſam, ohne Hoffen?
Vielleicht zu Totenackers Saum?

Ja, was nun weiter? Bleib im Traum!
Die Welt geht ihren ſtarren Gang,
Und Zährenfluten lindern kaum,
Wo mädchenſchwach ein Schätzchen
Mit ſeinem harten Schickſal rang.

Die Welt geht ihren ſtarren Gang.
Wohin? Mein armer Kopf iſt irr.
Mag ſein, mir wäre minder bang,
So ich noch könnte beten.
Ich hab's verlernt, vom Heuduft wirr.

Wohin? Mein armer Kopf iſt irr.
Denk' wohl, ich bette mich aufs neu
Zum ſüßen Duft ins Halmgewirr,
Und von verblichnen Blumen
Träum ich zu Tode mich im Heu.

Ich und Du

Wir hielten uns umſchlungen;
Nachtodem hauchte mild,
Der Junimond durchblaute
Gebüſch und Grasgefild.

Ich ſtaunte in die Landſchaft;
Die lag ſo fremd. Doch klang
Geheim aus Sternenmeeren
Ein heimatlicher Sang.

Ich ſtaunte in dein liebes,
Mondbleiches Angeſicht /
Auf deiner Augen Grunde
Erglomm ein fremdes Licht.

Und dich auch ſah ich ſtaunen;
Die Lippen zuckten ſtumm.
So weh war unſre Liebe /
Wir ahnten wohl, warum.

So weh / ob Mund an Munde
Auch ſüßen Taumel trank;
So weh / ob Aug in Auge
Auch liebetief verſank.

Wir fühlten, Herz an Herzen,
Wie ewig dich und mich
Ein banger Abgrund ſcheidet /
Wir ſind ja du und ich!

Wir ſchluchzten auf / vor Heimweh!
Die Heimat liegt ſo weit,
Dort hinter Sternenmeeren,
Weit, in der Ewigkeit.

Dort in der Heimat findet
Dies bange Schmachten Ruh:
Es fließen ineinander /
O ſelig / ich und du.

Traum von heimlicher Hochzeit

So heimlich ſüß war unſre Hochzeitsfeier:
Wir lagen dicht
Beiſammen, überwallt von einem Schleier;
Man ſah uns nicht.

Wir hörten, wie die Leute nach uns fragten
Im gleichen Raum.
Wir unterm Flore blieben reglos, wagten
Zu atmen kaum.

Nur unſre Hände durften ſacht ſich drücken,
Wie küſſend fand
Sich Hauch zu Hauch, mein Knie war mit Entzücken
An deins gebannt.

Mein glühend Auge, das im Dunkeln ſchaute,
Verſank in deins;
Ich war in dir, du warſt in mir, uns traute
Die heilige Eins.

Wohlan, was Edens Glut zuſammenglühte,
Trennt keine Welt.
Hinweg denn, Angſt, da uns die Hand der Güte
Geborgen hält.

Wir ruhn verhüllt; zum Baldachin, zum Himmel
Ward unſer Flor.
Uns ſingt von Flügelköpfchen ein Gewimmel
Den Minnechor.

Der frühe Tag

Tag mit deinen kalten Blicken,
Wie ſo frühe biſt du da!
Meinen Traum haſt du vertrieben,
Ach den lieben
Traum, darin ich Liebchen ſah.

Grämlich bleich wie eine Greiſin
Blickt in mein Gemach die Welt.
Weib, du wirſt mit öden Händen
Nimmer ſpenden,
Was der Traum mir lieb geſellt.

Schließe, Tag, dein kaltes Auge,
Schleich ein Weilchen noch zurück!
Träume, laßt mein Lieb, mein Leben
Mich umſchweben!
Hab ich doch kein ander Glück.

Ruheſchrein

Ein Bettlein ward mir zugedacht,
Wie's keine Mutter ſanfter macht.

Ich bette mich in ſeine Ruh,
Wann ich den letzten Seufzer tu.

Und träume lächelnd: O was hab
Ich für ein wunderſüßes Grab!

Von deiner Liebe eingewiegt
Und wie in Gottes Schoß geſchmiegt!

Nun drücke noch / als weißen Stein /
Die Hand auf dieſen Ruheſchrein /

Die Hand aufs Herz dir ſelber, du!
Drin ich ſo treu geborgen ruh.

Ohne Dank

Selige Sonne! Du darfſt ſpenden
Blumenkindern warmes Licht;
Und die Blumen alle wenden
Fromm empor ihr Angeſicht.
Aber ich bin matt und krank,
Weil ich liebte ohne Dank;
Meine Seele glutenvoll
Weiß nicht, wem ſie glühen ſoll.

Wie die Schwäne ſüdwärts ziehen,
Wann der Winter ſtürmt zu Feld,
Will ich kälteſchaudernd fliehen
Stumpfer Menſchen öde Welt.
Auf den Matten blüht mein Troſt,
Wo die Sonne Blumen koſ't,
Die ihr dankbar Angeſicht
Wenden auf zum lieben Licht.

Reue

Durch ſilberne Halme
Eiſiger Scheiben
Dämmert zu mir
Ins Dunkel der Mond. /

Ich bin ein See,
Erſtarrt zu Eiſe,
Darin ſich ſpiegelt
Der traurige Mond;

Dürres Schilf
Zittert und flüſtert . . .
Ich höre dich weinen
Und ſchluchzen / wie einſt.

Einſt füllt' ich achtlos
Dir Tage mit Leide,
Bis daß du weinteſt
Aus ſchluchzender Bruſt.

Wohl hab ich flehend
Geküßt die Tränen,
Doch war's geſchehen,
Daß du geweint.

Jetzt iſt dein Auge
Längſt getrocknet . . .
Doch weinſt du ewig
In meiner Seele.

Und ich muß weinen
All deine Tränen,
Geliebtes Antlitz /
Und noch viel mehr.

Alles um Liebe

Vorbei! Die Stunden wandern;
Ins Schattenreich entſchwebt
Der eine Tag zum andern . . .
O Herz, heißt das gelebt?

Noch blüht ihr, letzte Roſen,
Vom Abendſtrahl umloht;
Mit kalter Hand zu koſen,
Kommt dieſe Nacht der Tod.

Der Garten wird verſchneien . .
Dann fragt ein Seufzen ſchwer:
Warum nur blieb im Maien
Dies Herz von Liebe leer?

Mein Leben geb ich gerne
Um Kuß und zärtlich Wort.
Und bleibt die Liebe ferne,
Ich werf es achtlos fort.

Mag Stund auf Stunde rinnen;
Was kümmert mich die Zeit!
Ein Augenblick voll Minnen
Wiegt eine Ewigkeit.

Gedenke mein!

Gedenke mein, wenn Morgenrot die Tore
Zum Throngemach der Sonne leis erſchließt;
Gedenke mein, wenn dir im Sternenflore
Die feierſtille Nacht vorüberfließt;
Wenn bei der Freude Ruf die Pulſe raſcher fliegen,
Wenn Abendſchatten dich in ſanfte Träume wiegen.
O geh hinaus, zu lauſchen,
Was Wälder heimlich rauſchen:
Gedenke mein!

Gedenke mein, wenn das Gebot der Sterne
Aus dieſem Arm dich unerbittlich wand;
Wenn mich das Heimweh in der kalten Ferne
Nach dir verzehrt, du einzig Heimatland.
Denk an mein Lebewohl, an unſre Zährenfluten;
Nicht Meere zwiſchen uns erſticken treue Gluten,
Und meines Herzens Schlagen
Soll zuckend noch dir ſagen:
Gedenke mein!

Gedenke mein, wenn in der Erdenkühle
Ich träumend ruh, und eine Blume ſprießt
Einſam und zärtlich aus dem Raſenpfühle;
Du ahneſt, was die Knoſpe keuſch umſchließt.

Dein Auge ſieht mich nicht, doch ſoll geheimes Leben,
Ein treuer Schweſtergeiſt, dem Blumenkelch entſchweben
Und horch, in Nacht und Schweigen
Zu dir ſich ſeufzend neigen:
Gedenke mein!

Die Tote mahnt

Wenn die unſichtbare Hand
Dich aus meinen Armen wand,
Fragt dein Grübeln wohl beklommen,
Wie ins Öde du gekommen . . .
Weißt du, Liebſter? Weißt du wohl?

Wenn ums Schloß der Nachtwind rauſcht,
Seufzend deine Sehnſucht lauſcht /
Horch, ein Riegel geht verſtohlen,
Und es ſchleicht auf ſcheuen Sohlen . . .
Weißt du, Liebſter? Weißt du wohl?

Wenn die Traufe wimmernd tropft,
Und das Herz zum Springen klopft,
Wenn vom Schluchzen hingeriſſen
Sich dein Antlitz birgt im Kiſſen /
Weißt du, Liebſter? Weißt du wohl?

Wenn im Regenſturm der See
Wogend raunt, wie alles Weh
Wiegeſelig dir entſchliefe
In der todeskühlen Tiefe . . .
Weißt du, Liebſter? Weißt du wohl?

Wenn dann blüht aus Wolkendunkel
Troſtgeſang und Sterngefunkel /
Weißt du, was ſo zärtlich zittert
Und wie Odem dich umwittert?
Weißt du, Liebſter? Weißt du wohl?

Sie ſtarb an Liebe

Tief im Zypreſſenhaine
Fand ich ein Totenhaus.
Auf eingeſunknem Steine
Lag dürr ein Roſenſtrauß.

Es raunten ſcheu die Zweige:
„Hier ſchlummert eine Maid.
Sie ſtarb an Liebe. Neige
Dich vor dem heilgen Leid!“

Da weint ich vor Erbarmen:
Gibt es kein Avalun,
Wo in geliebten Armen
Auf Roſen Bräute ruhn?

O Herz, das im Geloder
Der Liebe fromm verglüht /
Dein Avalun iſt Moder,
Wo keine Roſe blüht.

Ihr Tränen, ſeid dem Staube
Der wüſten Gruft ein Born /
Vielleicht daß eine Laube
Sich wölbt von Roſendorn . . .

Naturſeelen

Der verlorene Bruder

Wie ein gezäumtes Wildroß
Mit weiten Nüſtern lauſcht,
Wenn frei durch Graſes Wogen
Der Brüder Herde rauſcht:
So horcht mein Haupt und taucht
Vom Fenſter in die Nacht,
Wenn draußen freier Lüfte
Stürmender Drang erwacht.

Da neigen ſich und flüſtern
Willkommen Baum und Strauch,
Die heiße Stirn umſchmeichelt
Des Regens kühler Hauch.
Und aus des Laubes Rauſchen,
Aus Sturmes wogendem Laut
Tönt rührend eine Stimme,
Geſchwiſterlich vertraut.

Da iſt mir, als erwach ich
Aus langem ſchweren Traum /
Ich bin ja euer Bruder,
Sturm, Regen, Fels und Baum!
Weh, daß ich mich verirrte
Von euch in fremdes Land,
Wo mich ein Fluch in banges
Gemäuer hält gebannt!

Nun ſteh ich hier und breite
Die Arme ſchmachtend aus,
Und lauſch', in Weh verloren,
Dem lockenden Gebraus.
O könnt ich zaubern lernen /
Ich ſpräch ein kräftig Wort,
Entrollte ſtolz den Mantel
Und flög im Sturme fort.

Pflanzenkind

Die Winterwolke flieht verdroſſen
Den Himmel ſchmückt ein ſanftes Blau.
Da lächeln goldig übergoſſen
Gehügel, Garten, See und Au.

An die entzückte Erde ſchmiegt
Liebkoſend ſich die junge Sonne;
Die zarten Glieder dehnt und biegt
Das Pflanzenkind in ſtiller Wonne.

Es ſchaut empor, ſein Lächeln ſchmeichelt
Erquickend wie ein klarer Quell;
Und wie von Kinderhand geſtreichelt
Wird mir die düſtre Stirne hell.

Wurzelgenoſſen

Tief in der Öde
Träumt eine Klauſe,
Umwogt von ewigem
Föhrengebrauſe.

Des Waldes Bäume
Sind treue Seelen,
Die kein Geheimnis
Dem Klausner hehlen.

Er lauſcht verſunken
In frommes Staunen,
Wenn Wunderſtimmen
Aus Wipfeln raunen:

„O Klausner, wir alle
Sind Wurzelgenoſſen,
Dem einen heiligen
Buſen entſproſſen.

O Bruder Klausner,
Finde dich heim,
Wo uns alle vereint
Der ſelige Keim!

Ja reimt euch Seelen /
Bis jauchzend ſchallt,
Eine Rieſenorgel,
Der Weltenwald!"

Der Klausner lauſcht /
Und lallt die Weiſe
Zur Geige nach,
Inbrünſtig leiſe . . .

O ſüße Öde!
Träumende Klauſe,
Umwogt von ewigem
Föhrengebrauſe!

Wandergänſe in der Märznacht

Wie ſtumm der Föhrenforſt! Aus Wolkenflor
Lugt ſcheu der Vollmond. Schwarze Klumpen kauern
In Moos und nebelgrauem Erlenmoor:
Wacholderbüſche. Wie verſteinert lauern
Und brüten ſie zum trüben Licht empor.
Ihr Düſtern! Seid ihr noch von Winterſchauern
Verſtört und lahm? Hat Scheintot euch erſtarrt,
Daß ihr nun bang des Auferweckers harrt?

Horch! Weint hier jemand? Wimmern ferne Eulen?
Wo bin ich? Schwarze Stämme. Sind es Säulen?
Sie wölben ſich zum ſchauervollen Saal;
Und an der Decke ſchwelt die Ampel fahl.
Ach wohl, ich ſpür's, ich bin in einer Gruft!
Es haucht mich an mit kaltem Moderduft
Und ängſtigt mir die Bruſt wie Todesqual:
Der Seufzer ſtockt . . .

Da horch! Aus hoher Luft
Verworrner Ruf, geheimnisvoll Geraune.
Iſt Rettung nah? Und wie ich aufwärts ſtaune,
Da ſieh / am dämmerhaften Himmelsbogen
Kommt ſchattenhaft Gewimmel hergezogen,
Zum Keil gereiht / Wildgänſe, Wanderheere /
Ein Schlachtgeſchwader, vorgeſtreckt die Speere.

Das ſtürmt ſo ungeſtüm, das ringt ſo hart,
Das rudert und das keucht, das gellt und ſchnarrt.
Nun ſauſt ihr Fittich über mir und ſurrt . . .
Vorbei!

Und noch ein Keil, und noch ein Keil!
Wie Wogen rauſcht es. Lauter Wikinghorden!
Sieg, Helden! Sieg! Der kühnen Sehnſucht Heil!
Der ſtarken Unraſt Heil, die heim gen Norden
Euch treibt, zum trauten Neſt an Felſenborden /
Wo nun das Moos erblüht, und ſchollenfrei
Im Sonnengold die Welle tanzt mit Rauſchen . . .
O Frühling, Heil! Fahrt wohl!
Vorbei / vorbei!

Wie Traumgeſtammel noch ein wirrer Schrei /
Verſchlungen von der Öde . . . Starres Lauſchen . . .

Seelenlos

Sie ſagen, du haſt keine Seele,
Arm bleiche Birkenmaid.
Du kauerſt ſtarr und ſtumm
Auf düſter ſtruppiger Heid.

Du kauerſt in der Öde,
Ein ausgeſtoßen Kind.
Dein Haargezweige zauſt
Der rauhe Märzenwind.

Sein mürriſch Brauſen wogt
Durch Heidekraut und Ginſter.
Ins weite Nebelgrau
Pilgern Wolken finſter.

Eine Krähe treibt im Sturm
Taumelig vorbei;
Heiſer und erſtickt
Ihr grimmer Klageſchrei . . .

Kein Bettelkind, o Birke,
Iſt alſo arm und bloß;
Es hat eine Seele, zu weinen /
Dich heißen ſie ſeelenlos.

Und doch, in tiefer Öde
Spürſt du die hohe Trauer
Als Seelenfröſteln ſüß,
Wollüſtig kühlen Schauer.

Du kauerſt ſtarr und ſtumm
Auf düſter ſtruppiger Heid.
Sie ſagen, du haſt keine Seele,
Arm bleiche Birkenmaid.

Blutbrüderſchaft

Hier bei der Eichengruppe war's.
Der greiſen Bäume knorrige Reckenglieder
Umſproß das bronzegelbe Frühlingslaub
Wie Kinderlocken zart.
Die ſchwarze Droſſel ſchlüpfte durch die Äſte,
Dem Liebchen flötend und ihr Neſtlein planend.
Ein holdes Wunder, ſprang aus violettem
Schlehdorn der mandelduftige Blütenſchnee,
Und weich wie Mädchenkoſen ſchmiegte ſich
Der Raſen, mit Ranunkelgold verbrämt,
Um Torfmoor, dürres Schilf und Sumpfgelände.
Dort, wo noch jüngſt der Öde Schauer hauſten,
Erſcholl der Fröſchlein breites Lenzbehagen.
Und ſieh, geſpreizten Fittichs, nahte lüſtern
Der erſte Storch.
Vom Horizonte hob ſich ein Gebirg
Aus Wetterdunſt, im veilchendunkeln Schoß
Ein Tropfenmeer bereitend.
Und wie ein Jauchzen brach die Abendſonne
Hervor, purpuren das Gewölk benetzend,
Und ſchaute einmal noch mit Feuerblick
Tief ihren Frühling an . . .

Da war's, da rührte mich der ſelige Tod:
Aus dieſen Adern blutete die Seele,

Und rann erſchauernd
Durch Eiche, Wolke, Wieſe, Sumpf und Sonne.
Aus dieſen Adern blutete die Seele,
Blutbrüderſchaft zu ſchließen mit dem All . . .
Und alles war nun mein / und ich war ſein /
Heimlich gehegt, ein ſüßer Herzensſchatz.

Einſamer Baum

Zerſpliſſen iſt mein Haupt
Vom ſchwarzen Wolkenwetter;
Herbſtwind und Regen raubt
Die letzten toten Blätter.
So rag ich ganz allein
Aus ödem Heidekraut
Und träume von dem Hain,
Der weit verloren blaut.

Es packt mit grimmer Wucht
Mich wohl ein nächtlich Brauſen;
Ich raffe dann mit Grauſen
Zuſammen mich zur Flucht /
Doch halten zähe Schollen
Mich an den Wurzeln feſt. /
Da ſteh ich nun mit Grollen
Und ſchüttle mein Geäſt.

Es will Abend werden

Säulengleich an des Hügels Saum
Träumt ein düſtrer Wacholderbaum.

Drunten umflort ſich die Kiefernheide
Schon mit blauendem Dämmerkleide.

Droben der Himmel leuchtet noch matt,
Grünlichgrau wie ein See und glatt.

Keuſch wie Waſſerroſenſchnee
Blüht ein Stern im Himmelsſee.

Sturmgewölke kommen geflogen,
Finſter hüllend den Himmelsbogen . .

Säulengleich in Sturm und Dunkel
Träumt der Wacholder vom Sterngefunkel.

Stimme der Mutter

Lag ich als Kind
Schlaflos ängſtlich,
Sang die Mutter
Mit ſanfter Stimme,
Bis der Schlummer
Träumende Augen
Leiſe mir ſchloß.

Längſt verklangen
Die Wiegenlieder;
Wuchs der Mutter
Über den Kopf . . .
Wer ſingt heut mir
Tröſtliche Lieder?

Das biſt du,
Hehre Stimme
Im Gebrauſe
Des Frühlingsſturmes
Und im Flüſtern
Fallenden Regens.

Lauſchen will ich und liegen
Wie ein Wiegekind /
Singe, treue Mutter,
Schläfre dein banges Kind!

Die hohe Föhre

Der drängenden Horde zwergiger Föhren
Vergißt die Gewaltige anzugehören.

Sie hebt das Haupt zur ſtürmenden Wolke /
Verloren über dem Nadelvolke,

Das nimmer den heiligen Sturm erlauſcht,
Der einſam erhabene Stirnen umrauſcht.

Sie aber ſinnt / und nickt / und ſchaut
Ins Weite, wo dämmrig der Forſt verblaut.

Zerriſſenen Wolkengebirgen entrollt
Der ſinkenden Sonne rotes Gold.

Das Föhrenhaupt erglüht verzückt /
Ins lodernde Feuermeer entrückt.

Föhren glühen

Im froſtigen Herbſtgebrauſe,
Von Nebelregen umgraut,
Düſter träumte die Föhre /
Wie eine verlaſſene Braut.

Auf einmal ſpaltet die Sonne
Blaugraue Wolkenfetzen,
Mit goldiger Abendflamme
Das Föhrenhaupt zu netzen.

Da rinnt durch ſtarre Adern
Ein Hauch von Jugendglut;
Zum Antlitz wallt es zärtlich,
Stürmiſch ſchmachtendes Blut.

Der Stamm und alle Zweige
Erglühen purpurrot,
Als weihe träumend ſich die Braut
Dem Liebesflammentod.

Nun liſcht der hehre Feuerball,
In Wolkenklüfte verſunken . . .
Die Föhre ſtarrt dem Liebſten nach
Verzückt und flammentrunken.

Es war nur ein flüchtig Umfangen,
Ein Flackern; doch war's einmal
Und lohnt die Seufzer alle
In grauer Lebensqual.

So komm denn, Nacht und Öde,
Umhülle den Föhrenbaum /
Er trägt an ſeligem Herzen
Geſtillter Liebe Traum.

Die Silberpappel

Pappel, in deren Schattenrevier
Still geborgen ich ländlich wohne,
Breitgewipfelte Silberkrone,
Endlich wieder daheim bei dir!
Segne die ſchmachtende Stirne mir,
Die in ſchwatzender Menge Gewühl
Staubig ward und taumlig ſchwül /
Segne ſie mit dem Kuſſe des Friedens!

Holde Raſt, wo gaſtlich die friſchen
Blätterſchatten auf Gräſern ſich kräuſeln /
Wo in wogendes Wipfelſäuſeln
Hurtige Schwalben ihr jauchzendes Ziſchen,
Ähren ihr ſanftes Geliſpel miſchen /
Während die Sonne hinunterrollt
Und verklärend mit Purpurgold
Zärtlich die Wolke von Laub umkoſt . . .
Heimiſche Pappel, Freundin, mein Troſt!

Wenn in ſtummer heißer Nacht,
Ganz verloren in Gram und Grimme,
Meine Seele weint und wacht:
Hebt erlöſend vor dem Fenſter
Sich der treuen Pappel Stimme
Und verſcheucht die Gramgeſpenſter.

O du heimlich ſüßes Lauſchen,
Ruhevolles Wipfelrauſchen!
Dies Gewoge und Gewühle,
Aufgeregt vom hauchenden Wetter!
Dies Geplätſcher derber Blätter /
Gleich dem Waldbach an der Mühle . . .
O du Labetrunk voll Kühle!

Wenn aus Wolken Blitze lohen,
Reckt ſich die Pappel ob Garten und Haus
Schirmend empor und ſpät hinaus
Weithin über die nebelgrauen
Wellenſchlagenden Roggenauen,
Wo die flammende Wolke regnet /
Wie ein Patriarch
Seine ſchlafenden Völker ſegnet.

Im Sommerwinde

Es wogt die laue Sommerluft.
Wacholderbüſche, Brombeerranken
Und Adlerfarren nicken, wanken.
Die ſtruppigen Kiefernhäupter ſchwanken;
Rehbraune Äſte knarren.
Von ihren zarten, ſchlanken,
Lichtgrünen Schoſſen ſtäubt
Der harzige Duft,
Und die weiche Luft
Wallt hin wie betäubt.

Auf einmal tut ſich lächelnd auf
Die freie ſonnige Welt:
Weithin blendendes Himmelblau;
Weithin heitre Wolken zu Hauf;
Weithin wogendes Ährenfeld
Und grüne grüne Auen . . .
Hier an Kiefernwaldes Saum
Will ich weilen, will ich ſchauen /
Unter zartem Akazienbaum,
Der vom muntern Wind gerüttelt
Süße Blütentrauben ſchüttelt.

O Roggenhalme hin und her gebogen!
Wie ſanft ſie flüſtern, wie ſie endlos wogen

Zu blau verſchwommenen Fernen!
Schon neigen ſich und kernen
Viel Häupter ſilbergrün.
Andre blühn,
Duftend wie friſches Brot.
Dazwiſchen glühn
Mohnblumen flammenrot
Bei dunkelblauen Cyanen . . .

Und droben wallen
Durch lichtes Blau
Wolkenballen,
Gebirgen gleich,
Halb golden und halb grau.
Frau Sonne ſpreitet
Den Strahlenfächer von Silberſeide
Zur Erde nieder;
Dann taucht ſie wieder
Aus ſchneeigem Wolkenkleide
Blendende Glieder
Und blitzt und ſprüht
Verklärend Goldgefunkel
Auf Auen, wo lachend blüht
Vergißmeinnicht und gelbe Ranunkel
Und Sauerampfer ziegelrot . . .

O du ſauſender brauſender Wogewind!
Wie Freiheitsjubel, wie Orgelchor
Umrauſcheſt du mein durſtig Ohr;
Du kühlſt mein Haupt, umſpülſt die Gewandung,
Wie den Küſtenfelſen die ſchäumende Brandung /
O du ſauſender brauſender Wogewind!
Nun ebbeſt du, ſo weich, ſo lind /
Ein Säuſeln, Liſpeln, Fächeln.
Beſtrickte dich ein Sonnenlächeln?
Auch dein Geſäuſel ſtirbt;
Dann / lauſchige Stille.
Nur noch die Grille
Dengelt und zirpt
Im Erlengebüſch, wo das Wäſſerlein träumt,
Von Lilien gelb umſäumt.
Ins Blaue weltverloren girrt
Inbrünſtig die Lerche / ſchwirrt
Taumlig vor Wonne
Zu Wolken und Sonne
Und girrt und girrt.

Da wird mir leicht, ſo federleicht;
Die dumpfig alte Beklemmung weicht.
All meine Unraſt, alle wirren
Gedanken ſind im Lerchengirren,

Im ſüßen Jubelmeer ertrunken.
Verſunken
Die Stadt mit Staub und wüſtem Schwindel;
Verſunken
Das Menſchengeſindel;
Begraben der Unrat, tief verſenkt
Hinter blauendem Hügel,
Dort wo hurtige Flügel
Die emſige Mühle ſchwenkt . . .

Friede, Friede
Im Lerchenliede,
In Windeswogen,
In Ährenwogen!
Unendliche Ruhe
Am umfaſſenden Himmelsbogen!

Weißt du, ſinnende Seele,
Was ſelig macht?
Unendliche Ruhe!
Nun biſt du aufgewacht
Zu heitrer Weisheit.
Geſtern durchwühlte dein Herz ein Wurm,
Und heute lacht
Das freie Herz in den Sommerſturm . . .

Friede, Friede
Im Lerchenliede,
In Windeswogen,
In Ährenwogen!
Unendliche Ruhe
Am umfaſſenden Himmelsbogen!

Sonnenwende

Nun hat die Sonne glühend ſchwül
Des Himmels ſteilſte Höh erklommen.
Johanniskraft, ein grau Gewühl
Von Wetterdunſt, kommt hergeſchwommen.
Schon dunkel grünt der Strauch und ſatt;
Vergilbt die Raſenſpitzen hangen.
Noch einmal ruft der Kuckuck matt,
Dann iſt ihm alle Luſt vergangen . . .
O weh, der junge Frühling iſt geſtorben.

Blaugrüne Motten ruhn erſchöpft
Vom Liebesrauſch auf Skabioſen;
Der Löwenzahn hat ſich beköpft
Mit ſilbergrauen Flockenroſen;
Die Kiefern ſtäuben ſchweren Duft;
Im Eſpenwipfel zirpt die Meiſe;
Darüber zieht durch trübe Luft
Ein Habicht drohend ſeine Kreiſe . . .
Ein unſichtbarer Schnitter wetzt die Senſe.

Und horch, nun ziſcht und ziſcht der Schnitt
Und rafft die Halme, rafft die ſchmucken /
Und trifft und trifft mein Herze mit;
Bei jedem Takte muß es zucken.

Auch meine Wende kam! Ade,
Lichtgrüne Zeit, da ich geſtiegen!
Nun geht's bergab! Es tut gar weh,
Wenn welk der Jugend Schwaden liegen . . .
Und doch / im Heuduft träumt es ſich ſo ſüß!

Herbſtliche Eiche

Es nebelt. Knorriger Eichenheld,
Schon wird dein Lockenhaupt herbſtlich bleich,
Und raſchelnd die braune Eichel fällt.
Doch blüht dir heimlich ein Königreich.

Laß nebeln, dunkeln! Schlaf! Es iſt ſpät!
Im Wintertraum küßt dich die Sonnenmaid,
Und aus den Keimen, die du geſät,
Sprießt tauſendfach deine Jugendzeit.

Novemberlaub

Auf ſtöhnender Föhre fidelt der Sturm
Heulende düſtre Balladen;
Es ſchnaubt ſein Odem, nebelfeucht
Von nordiſchen Seegeſtaden.

So trübe der Himmel, als wär's ſchon ſpät.
Die Wolken pilgern traurig.
Im Strudel taumelt verkommenes Laub
Um Baumgerippe ſo ſchaurig.

Ein letztes Blättchen am Dornenſtrauch
Fröſtelt in ſtarrem Weh . . .
O mach ein Ende, Novemberſturm!
Deck zu, du wogender Schnee!

Regenflüſtern

Trüber Tag; die Traufe wimmert,
Tropfen raſſeln an die Scheiben.
Brauſend im Novemberwinde
Wanken dunkle Eiben.

Regenſatte Wege formen
Waſſerſpiegel, drin die grauen
Wolken ihr verweintes Antlitz
Zittrig trübe ſchauen.

Über welkem Laub im Garten,
Krank gezauſt das Köpfchen, trauert
Eine ſpäte bleiche Roſe,
Schmerzlich ſüß durchſchauert.

Schmerzlich ſüß, vom Regenflüſtern
Eingelullt, im ſchaurig herben
Sturme, eine ſtumme Blume,
Einſam, vornehm ſterben.

Novemberabend

Novemberabend kühlt und feuchtet.
Die Ferne ſtirbt in Dämmerduft.
Mit mattem Blinzeln nur durchleuchtet
Ein Stern die nebeltrübe Luft.

Gedämpfte Glockenlaute beben
Weich ſummend über Stoppelfeld.
Aus Wieſenniederungen heben
Sich dunkle Maſſen in die Welt.

Ein alter Pflüger mit dem Pferde
Zieht müde heim; die Pfeife glimmt.
Vom Schäferhund umtummelt, ſchwimmt
Mit Blöken dorfwärts eine Herde.

Mit qualmigdunkler Röte ſäumt
Der Himmel ſich. Großleuchtend taucht
Der Mond empor . . . Die Landſchaft träumt /
Von Ruheſehnſucht überhaucht.

Der Träumer

Ich war ein Kind / mit großen Kinderaugen,
Die nur zu träumeriſchem Schauen,
Nicht zum Berechnen und zum ſchlauen
Erwerben taugen;
In dumpfen Stuben bangte mir, ich ſcheute
Geſpräche nüchtern kluger Leute
Und ſtahl mich fort mit ſtiller Wonne
Zu Blumen, Gras und Sonne.

Da ſog ich Luft wie ein Befreiter, lauſchte
Den Bienen, Grillen, ſchwankendem Geſträuch,
Das wogengleich im weichen Winde rauſchte;
Mit Staunen und Entzücken ſchaute
Mein Aug empor / zu ihm,
Der tief und weithin blaute;
Und der betörte Träumerſinn
Schwamm mit dem wunderbaren,
Wie Schneegebirge klaren
Gewölke ſanft dahin.

So wuchs ich auf. Und allezeit getreu
Blieb meinem Aug das träumeriſche Schauen.
Doch ich bedachte nie: der Schatz der Auen
Sind nicht die bunten Blumen, ſondern Heu;

Was blau und rot im Ährenfelde blüht,
Iſt nicht dem Bauch des Ernteſackes hold;
Und eines Dichters träumereich Gemüt
Trägt wenig Körnchen irdiſch Gold.

Nun ſtehn die Äcker braun und ſtopplig nackt,
Geſchorne Wieſen werden bleich und bleicher,
Und mir zum Spotte tanzt im fremden Speicher
Der plumpe Flegel trocknen Erntetakt.
Am Dornſtrauch ſitz ich, trübe wie der Himmel;
Verwelkte Blätter zerrt ein rauher Wind,
Scheucht mürriſch fort das raſchelnde Gewimmel;
Und träumend ſtarr ich nach / ich dummes großes Kind!

Der Winter kommt. Ich werde frieren, darben
Und wie die arme Maus im Stoppelwald
Mich nähren von dem Abfall fremder Garben;
Vielleicht auch ſterb ich bald . . .
Mag ſein! Doch ſchließ ich ohne Reue
Und ſegne dankbar meinen Träumerblick.
Er ließ mich lieben Flur und Himmelsbläue;
Und dieſe Liebe war mein Lebensglück.

Bergeinſamkeit

Die Ferne

Zur Ferneſucht geboren,
Wird nie der Pilgram froh.
Seine Heimat ging verloren,
Er weiß nicht wo.

Ihn rührt ein ſtummes Mahnen
Von blauer Berge Wand.
Darf er dahinter ahnen
Sein Wunderland?

Im Tale Bauden winken,
Zum Dorfe traut gereiht.
Er aber muß verſinken
In Einſamkeit.

Er hauſt auf Bergesklippen
In dumpfer Schwermut Bann,
Umſtarrt von Knieholz-Rippen
Und wüſtem Tann.

Verworren träumt im Grunde
Des Mühlenrads Geſumm.
Er lauſcht mit zuckendem Munde,
Sein Lied bleibt ſtumm.

Er ſchmachtet, wie im Staube
Ein welkes Blumenhaupt.
Doch ward ſein frommer Glaube
Ihm nicht geraubt.

O Pilgram, du mußt lernen
In Demut abſeits ſtahn,
Du darfſt den blauen Fernen
Nie täppiſch nahn.

Wenn ungeſtüme Minne
Dich riß zum Götterweib,
Umarmten deine Sinne
Nur Menſchenleib.

So bleib dem Wunderlande
In keuſcher Andacht hold.
Dann ſpülſt du aus dem Sande
Das ewige Gold.

Es ſammelt alle Zähren
Die treue Ewigkeit.
Sie ſollen ſich verklären
Zum Krongeſchmeid.

O ſieh, ein Fenſter glühet
Im roten Abendglaſt!
Das Baudenhaus erblühet
Zum Goldpalaſt.

Die Felſenſchatten dehnen
Sich weit ins Talgefild.
So wird wohl manches Sehnen
Noch ſpät geſtillt.

Erſt wenn im großen Dunkel
Verſank die wirre Welt,
Erblüht das Troſtgefunkel
Am Sternenzelt.

Und birgt ſich in der Erden
Ratlos dein Angeſicht,
Tief innen ſoll es werden
Auf einmal Licht.

Wandrers Abendburg

Die Sonne neigt ſich abe
Zum blauen Hügelgrabe.
So leb denn wohl, du rotes Liebesfeuer!
Ich ſtehe ganz allein
Auf ödem Berggeſtein.
Wohl heime möcht ich gahn
Und weiß doch nicht, wo Herberg han . . .
Schon dräun die Wolken ſchwarz wie Ungeheuer.

Da mahnt die Sonn im Sinken:
Sieh dort die Zinnen winken!
Den irren Wandrer laden ſie, zu hauſen.
Des Burgherrn Troſtlicht wacht
Getreu die ganze Nacht.
Entzünde dran dein Herze
Als eine fromme Klauſenkerze!
Ums Fenſtergitter laß Unholde ſauſen!

Wolke

Vom Rieſenfelſen,
Wolke, niederzieh!
Schlag dein Gewand
Um mich her und flieh!

Zu rauhen Höhen
Trage mich empor,
Wohin des Menſchen
Wort ſich nie verlor.

Wie ſcheut die wunde
Seele dieſen Laut!
Wie rollt mein Auge,
Wenn es Menſchen ſchaut!

Doch Fels und Wolke
Sind mein ſtummer Troſt;
Erhabne Lieder
Hör ich ſturmumtoſt.

Beruhigt lieg ich,
Wo der Gießbach rauſcht;
Ein Seelenkranker
So dem Freunde lauſcht.

Von grüner Matte
Zeigt das goldne Licht
Des fernen Landes
Lächelnd Angeſicht.

Der Sagenſtein

Aus Bergen ſchleicht der Abendhauch, ein Raunen
Im wüſten Hain.
Das Tannenvolk umringt mit ſcheuem Staunen
Den Sagenſtein.

Hier ſtund ein Schloß; ſein Glitzern machte trunken
Wie Abendſtrahl.
Verwunſchen wards. Und wo die Pracht verſunken,
Bezeugt dies Mal.

Verdüſtert hockt der Stein / wie ſeinen Sorgen
Ein Bettler grollt.
Verkappter Fürſt! Im Grunde dir geborgen
Ruht Perl und Gold.

Kein Gräber drang noch durch die Felſenrinde
Zum güldnen Schacht.
Ein Glimmen winkt nur dem Johanniskinde
In Zaubernacht.

Sein Träumeraug erſchaut in Höhlenwildnis
Den Perlenſchrein,
Auch marmorweiß ein Königinnen-Bildnis
Im Dom von Stein. /

Ich kenne ſie, die heilgen Heimlichkeiten
Der Innenſchau.
Verwunſchen ſank auch mir ins Grab der Zeiten
Mein Königsbau.

Doch was dereinſt an Seligkeit erblühte,
Iſt nimmer tot;
Es bleibt mein Schatz, verſunken im Gemüte,
Der magiſch loht.

Ich ſelber bin das Schloß mit güldner Tiefe,
Der Sagenſtein.
Und ob ich ganz der Oberwelt entſchliefe,
Der Traum iſt mein.

Die Königin ward dieſen heißen Sinnen
Hinweggebannt.
Verklärt zum Engel weiht ſie nun mein Minnen
Dem Geiſterland.

Als Dom von Tropfgeſtein ſoll mich umflechten
Die Innenwelt.
Braut meiner Jugend, throne mir zur Rechten
Im Höhlenzelt!

Die Sonne kommt

Willkommen, Ritter Morgen!
Vor deinem güldnen Haupt
Entfliehn die Wölfe Sorgen,
Die mir den Schlaf geraubt.

Der Fels vor meiner Klauſe
Starrt feierlich mich an.
Die Wipfel mit Gebrauſe
Wiegt unter mir der Tann.

Steingraue Wolkenwogen
Verhüllen noch das Tal.
Darob der Himmelsbogen
Matt leuchtender Opal.

Und aus dem Dunſtmeer ragen
Die Rieſenberge ſteil.
Ihr Stirnenglanz will ſagen:
Ganz oben thront das Heil!

Nun blüht von Purpurſonne
Das Nebelmeer wie Klee;
Und auch mein Gram ward Wonne,
Weil ich darüber ſteh.

Als Lerche ſchwebt mein Schauen
Hoch ob dem Erdenneſt
Durch ſelig freie Auen . . .
O Himmel, halt mich feſt!

Aufſtieg

Über Felſen, windumflattert,
Klimm ich hoch hinan zum Freien.
Droben will ich mich entladen
Dieſer Qual, im Sturme baden,
Neugeboren meine Seele weihen.

Berg, vor deinem Rieſenantlitz
Kann ja Kleinmut nicht beſtehen.
Sturm, im Brauſen deiner Kraft,
Die den Forſt zuſammenrafft,
Muß mein Seufzer wie ein Staub verwehen.

Innere Heimat

Droben kreiſt ein Königsaar.
Auf zu ihm ins Blau der Lüfte,
Über Tann und Höhlengrüfte!
Himmliſche Ferne
Lockt und lächelt mir wolkenlos klar.

Biſt du droben, Heimatland?
Sturm und Woge rauſcht hienieden,
Und ein Pilgram ſeufzt um Frieden,
Weil er die Heimat
Immer nur ahnt und nirgends fand.

Nur im Traume wird ſie mein.
Bette, Fels, dies müde Haupt,
Das enttäuſcht noch immer glaubt.
Kehre nun, Seele,
Zu den Gefilden tief innen ein!

Werde Hauch und Melodie!
Wie des Mondes Duft auf Auen
Laß dein Schmachten niedertauen!
Bräutliche Blumen
Wecken im Kuſſe des Schauens Magie.

Schau in alle Kreatur!
Lauſche! Und mit frommen Tönen
Rühre dich das Allverſöhnen!
Suchender Jünger,
Folge des Lichtes heiliger Spur /

Bis das Heiligtum enthüllt,
Wo aus Zährenflut ſich Wonnen
Läutern und aus Sündern Sonnen.
Wölbungen blauen;
Liebende Sehnſucht wird endlos erfüllt.

Droben kreiſt ein Königsaar
Über Tann und Höhlengrüfte . . .
Und es lächeln mild die Lüfte:
„Träumender Pilgram,
Dein iſt die Heimat! Du träumeſt wahr!“

Ausblick auf die See

Seekönigs Krone

Des Eilands felſige Reckenbruſt
Umtobte der Sturm mit rüttelnden Schlägen.
Da irrt ich, berauſcht von Pilgerluſt,
Wie ſuchend durch Heide und Nebelregen.

Ich ſuchte / ein Flüchtling, dem Fuß und Hand
Noch immer die Kette gefeſſelt hält;
Er ſchlägt ſie und ſchlägt an die Felſenwand,
Bis ein wütender Fluch das Eiſen zerſchellt.

Ich ſuchte / und fand! O ſeliger Troſt!
Wo die Heide zu trotziger Klippe ſich hügelt,
Und ſchauerlich ſüß die Brandung toſt,
Von Wolkendunkel und Möven umflügelt.

Geheimnisvoll winkte das Hünengrab,
Wo oft im Sande der ſtruppigen Heide
Der Schäfer gewühlt mit dem Hirtenſtab
Nach Wikingerkönigs verſcharrtem Geſchmeide.

Da hab ich, was nimmer der Täppiſche fand,
Das gleißende Gold in der Höhlung erſchaut.
Frei legte die Krone ſich mir in die Hand,
Wie eine vor Zeiten verlobte Braut.

Ich klomm auf den Malſtein. Da hub ſich das Meer
Ein Waſſerwall um mein einſam Eiland.
Ja banne hinweg, du wogende Wehr,
Das Land, das ich floh, und den Gram von weiland!

Das Land, das ich floh / verächtliche Sklaven,
Barbaren und Krämer / wie lagen ſie weit,
Im Flutengehügel begraben, entſchlafen . . .
Ich ſtand in köſtlicher Einſamkeit.

Ich ſtand erhaben auf ſteinernem Throne,
Die Hand gebieteriſch ausgeſtreckt.
Drauf hat Seekönigs heilige Krone
Mein ſturmgeſalbtes Haupt bedeckt.

Und die Wogen, die üppigen Brauſer und Schäumer,
Rollten zur Huldigung jauchzend herbei,
Hymnen donnernd dem großen Träumer,
Der mit Träumen ſich krönte, in Träumen frei.

Vom Berge bis über die See

Es baute der Ritter ein ragendes Haus
Vom Berge bis über die See.
Sein Liebchen ſchaute zum Söller hinaus,
Die ſchöne Dorothee.

Im Winde wehte die Lockenflut
Vom Berge bis über die See.
Da ſang ſie hinaus ihren Übermut,
Die ſchöne Dorothee.

„Ade, graubärtiger Waſſermann,
Vom Berge bis über die See!
Dein ſtürmiſch Werben reicht nimmer hinan
Zur ſchönen Dorothee.

Laß ſpringen die Wogen und brüllen ſo wild,
Vom Berge bis über die See.
Sie prallen zurück vom Felſenſchild
Der ſchönen Dorothee.

Ich ſchlage die Harfe und lache laut
Vom Berge bis über die See,
Ich bin ja des ſtattlichen Ritters Braut,
Die ſchöne Dorothee!“

Da ward ſo weiß wie die Kreidewand,
Vom Berge bis über die See,
Des Waſſermanns Angeſicht und verſchwand
Der ſchönen Dorothee.

Doch einſt in ſchauriger Regennacht,
Vom Berge bis über die See,
Wie Nebel ſchlich es zur Kammer ſacht
Der ſchönen Dorothee.

Es hauchte und drückte und würgte ſie tot /
Vom Berge bis über die See.
Nun lag erblichen im Morgenrot
Die ſchöne Dorothee.

Eine Seele entführte der Waſſermann
Vom Berge bis über die See,
Zu ſalzigem Schaume die Seele zerrann
Der ſchönen Dorothee.

Sturm und Fels

In öder Nacht am Meeresſtrand
Ein Fels gen Himmel dunkelt.
Er ſtarrt ins lockende Wunderland,
Wo ein Stern, ſein Engel, ihm funkelt.

Da kommt der Sturm dahergebrauſt,
Begrüßt von murmelnder Welle,
Und packt den Felſen mit rüttelnder Fauſt:
„Wach auf, verträumter Geſelle!

Haſt lange genug emporgeſchaut
Mit ungetröſtetem Harme.
Nun reiße vom Himmel die ſpröde Braut
In deine trotzigen Arme!

Schau her, wie man mit Bräuten tut,
Das tolle Sehnen zu ſtillen!
Hoiho, mein Lieb, du ſalzige Flut!
Ich pfeife, ſei mir zu Willen!“

Und er ſtürzt der See an die wogende Bruſt
Und hält ſie tanzend umfangen;
Sie windet die Glieder in jauchzender Luſt
Wie raſende Rieſenſchlangen.

Die Wirbelnde ſchlägt ihr naſſes Gewand
An den Felſen mit frechem Spotte,
Und ach, der Stern, ſein Engel, entſchwand
Vor der wüſten Wolkenrotte.

Nun ſpüre, mein Fels, vom Taumel umtoſt,
Wie ein frommes Lied dich durchſchauert:
„Halt aus! Es keimt ein heimlicher Troſt,
Wo Treue in Trennung trauert.

Der heiligen Keuſchheit bleibe geweiht
Die Liebe zur himmliſchen Ferne!
Dann tragen dich Schwingen der Ewigkeit
Zum angebeteten Sterne.“

Stern der Meere

Ach Liebe, daß du wankeſt auf den Wogen,
   Ein morſcher Kahn,
Zerfetzt das Segel, ſteuerlos gezogen
   Auf Nebelbahn.

Des Tages Herz iſt blutig hingeſunken
   In düſtre See.
Wo biſt du, armer Kahn? Zerſchellt, ertrunken?
   Ach Lieb, ade!

Nun will auch ich hintaumeln und verſinken
   In feuchte Gruft.
Doch warnt ein Stern, der Meere Stern, mit Winken
   Aus blauem Duft:

„Nur Unraſt wirf hinab, die eiteln Sorgen
   Der wüſten Welt!
Dein Lieben gib empor! Es ſei geborgen
   Im Sternenzelt!

Was in der Zeiten Brandung ging verloren,
   Muß nichtig ſein.
Ein Herz allein, dir liebend eingeboren,
   Bleibt ewig dein.

Und ſchlüg es auch am deinen nur für Stunden,
   Doch Reim bei Reim
Seid ihr dem Chor der Seligkeit verbunden
   Und ſeid daheim.

Das Heimatland, das alte Weh

Mit lauen Nebeln hüllt der Sommerabend
Des dunkeln Meeres Bucht. Im Hafen träumt
Ein Kahnkoloß. Die Welle tätſchelt leiſe
Geteerte Planken. Ankerketten raſſeln.
Verhüllte Stimmen. An des Kahnes Bug
Glühn zwei Laternen, rot und grün, ſie ſenken
Zwei Feuerſäulen, zitternd, rot und grün,
Durch ſchwarze Flut herüber. Und es ſummen
Matroſen eine ſchläfrig weiche Weiſe.
Der Rundreim lautet, wenn ich recht verſteh:
„Das Heimatland, das alte Weh
Verſenke du in tiefe See!“

Du Loderfackel, roter Mars dort oben!
Was winkſt du ſo geheimnisvoll aus Nebeln?
Biſt du nicht jener Stern, von dem man ſagt,
Ein menſchengleich Geſchlecht bewohne ihn?
Nur älter, weiſer, glücklicher als wir /
Wir armen, mangelhaften Erdenkinder . . .
„Das Heimatland, das alte Weh
Verſenke du in tiefe See!“

Der Menge Qual

Arme Leute

Bei düſtern Heidekiefern
Stehn ſpärlich magre Ähren,
Sie ſaugen an dürrem Sande,
Verzweifelnd, ſich zu nähren.

Da kauert ein lehmig Häuschen
Mit Düngerhaufen und Karren.
Kläglich meckert die Ziege,
Und ſtruppige Hühnchen ſcharren.

Aus der Türe humpelt ein krummer
Kleinbauer, emporzuſpähen
Zur bleiern ſchleichenden Wolke,
Zu hungrig krächzenden Krähen.

Nur karge Mitleidszähren
Vermag die Wolke zu ſchenken;
Dann ſchleicht ſie trübe weiter,
Ohne Kraft, zu tränken.

Selber arm und traurig,
Folg ich der weinenden Wolke
Und denk an arme Leute
Und leide mit meinem Volke.

Die Sonnenblume

Auf ſandiger Heide am Kiefernforſt
Kauert ein Häuschen gedrückt,
An Fenſter, Dach und Lehmgewand
Verwahrloſt und zerſtückt.

Des bretternen Stalles Türe klafft;
Verloren ſind Schafe und Ziegen.
Im Dünger ein letztes Hühnchen ſcharrt,
Mürriſch brummen die Fliegen.

Und in der Stube da quarrt das Kind,
Das Weib, das zornige, ſchilt,
Des Häuslers Stimme vom Trunke rauh
Läſtert dazwiſchen wild . . . .

Am Fenſter die ſchlanke Sonnenblume
Erbebt in heimlichem Leid.
Aus Schutt und Unkraut ſtrebt ſie ſcheu
Und ſtarrt in die Ferne weit.

Dort hinter vergilbtem Kartoffelkraut
Und blondem Stoppelhaar
Erglänzt der Himmel wie mattes Gold,
Wie Feiergeſang ſo klar.

Dort loht aus überirdiſchem Licht
Eine andere Blume: die Abendſonne.
Sie neigt ſich zu Grab. Wer die heilige liebt,
Sauge noch einmal einzige Wonne!

Und die Sonnenblume, am Glutenball
Hängt ſchwärmeriſch ſtarr ihr Angeſicht,
Ihr gelbumkränztes Träumergeſicht,
Selig ertrunken im Purpurlicht.

So ſteht ſie, bei Neſſeln an wüſter Mauer,
Wie bebende Arme die Blätter gebreitet . . .
Verſunken die Sonne . . . Hinterdrein gleitet
Ein Schmachten hinunter mit Todesſchauer.

Entzauberung

Dort drüben liegt ſie / rieſenbreit erſtreckt
Und vielgezackt zum Wolkengrau gereckt:
Die ſteinern fahle Stadt / von hunderttauſend
Tagwerken murrend und erbrauſend.
Ein Dunſt umhüllt die Dächer, rußig, bleiern:
Der Schlote Ausgeburt / die noch nicht feiern.
Und doch ſchon murmeln von der Veſperſtunde
Die düſtern Türme mit dem Glockenmunde.

Wie dort der Häuſerwall, der Vorſtadt-Rumpf,
Aus fünfgezeilten Fenſtern ſtumpf
Herüberſtarrt zum braunen Ackergrund,
Wo, ſchmutzigrot die Mauern,
Zwei qualmende Fabriken kauern.
Horch, die Maſchine heult das Veſperzeichen.
Da rinnt aus dem Fabrikentor
Ein langer Zug von Arbeitsvolk
Den Ackerweg dahin, zur Stadt.
Und ſieh, die Häuſerſtirnen rötet matt
Der Abendwolken Widerſchein.

Auf einmal quillt der Feuerball herein
Aus einem Wolkenriß und überflutet
Die Landſchaft, daß ſie golden glutet.

O Zaubertat! Die Stadt mit ihrem Dunſt
Liegt nun verklärt, von Purpurduft umfloſſen:
Ein Hügel, drum in ungeſtümer Brunſt,
Aus grauem Dorn, blutrote Roſen ſproſſen.

Und ſieh nur, wie die Scheibenzeilen ſtrahlen,
Mit rotem Blitz das Sonnenfeuer malen!
Wie alle Häuſer, alle Fenſteraugen,
Mit heißem Durſt die Purpurquelle ſaugen
Und ſaugend immer lichter ſich verklären /
Als ob ſie fluchbeladne Schlöſſer wären,
Die für ein karges Weilchen von der böſen
Verwünſchung ſich erlöſen.

Und ſie betrachtend voller Staunen,
Hör ich die Häuſer gramvoll raunen:

„Verwunſchene Schlöſſer, verfluchte Mauern,
Ach wohl, das ſind wir! Müſſen ja trauern
In düſtrer Öde jahraus jahrein,
Hilfloſes Grauen im lahmen Gebein.
Durch Kerkerräume Geſpenſter poltern,
Viel arme Menſchenſeelen zu foltern,
Mit teufliſchen Zangen, mit Dürſten und Faſten,
Mit knechtiſchen Ketten, unmenſchlichen Laſten.

Auf faulem Stroh die Armut kauert,
Verzehrt von Fieber und froſtdurchſchauert;
Das Auge irrt,
Es ringen die Hände.
Doch fledermauſig
Die Sorge ſchwirrt
Um unſere grauſig
Verdammten Wände . . .
Fluch und kein Ende!

Nur manchmal naht die Gnadenſtunde,
Wo die purpurne Sonne mit küſſendem Munde
Die Stirn uns rührt und an jenen gemahnt,
Den unſere Seele erſchauernd ahnt:
Den Strahlenbräutigam wundervoll,
Den ſtarken Helden, der kommen ſoll,
Aus geſpenſtiſcher Not, aus Nacht und Ketten
Auf ewig uns zum Lichte zu retten."

So klagten die Verfluchten. Und der Scheiben Rot
Ward düſter und erſtarb in matten Funken.
In Stumpfheit lag die Stadt zurückgeſunken:
Ein Schlackenhaufen,
Schwarz / und kalt / und tot.

Die kommende Sonne

Es brennt in meinem Hirn
Ein Traum mit gärender Glut,
Wie hinter Veſuvius' Felſenſtirn
Der Erde fieberndes Feuerblut.
Ich träume die kommende Sonne.

Und wie des Meeres Flut empor
Zum lockenden Monde ſchwillt,
Wallt meine Seele ſchmachtend
Dem angebeteten Traumgebild
Entgegen, der kommenden Sonne.

In ſtummer Nacht, dem weichen Arm
Der trägen Ruh entwunden,
Wälz ich mich mit heißem Sehnen,
Fülle mit Grübeln zögernde Stunden;
Ich harre der kommenden Sonne.

Vom Lager fahr ich wild empor,
Wiſſende Bücher aufzuſchlagen.
Ihr ſtarren Züge, laßt mich leſen:
Wann wird umnachteten Völkern tagen
Die ſelig machende Sonne?

Es treibt mich auf die Gaſſen hinaus;
Da atmen die Gaſſen Moderluft;
Ein ſteinerner Sarg jedwedes Haus,
Die Stadt eine rieſige Gruft.
Erbarme dich, kommende Sonne!

Und ſchaudernd durch das Tor der Gruft
Flücht ich hinaus auf offenes Feld
Und ſpähe, ob die finſtre Luft
Nicht endlich Morgengrau erhellt.
Ich ahne die kommende Sonne.

Und ſieh, des Lichtes Halme ſchießen
Empor vom fernen, dunkeln Lande,
Wie hinter ſchwarzem Schildesrande
Blutige Speere ſprießen.
Das ſind die Speere der Sonne!

Da weicht der Drache der Verweſung
Von ſeinem Neſt, der Völkergruft;
Er faltet die zackigen Flügel
Und kriecht entſetzt in ſeine Schluft.
Preis dir, ſiegende Sonne!

Nun taucht aus roſenbeſätem Gewölk
Empor der rollende Feuerball.

Da zittert die Erde, da berſten
Die Rieſenſärge mit Donnerſchall.
Preis dir, erlöſende Sonne!

Die toten Völker ſtehen auf
Und baden im goldig ſtrömenden Licht;
Die Leiber blühen ſchön und ſtark,
Und geiſtig ſtrahlt das Angeſicht.
Preis dir, erweckende Sonne!

Die Erde ſchimmert wie eine Braut
Im Schmuck der Blumen und Seen;
Hinter üppig grünenden Hainen
Marmorhäuſer erſtehen.
Preis dir, verklärende Sonne!

Und aus den Toren der Marmorſtadt
Wallt des Volkes feſtliche Schar,
Bringt Fahnen, ſelige Lieder,
Trunkene Blicke zum Opfer dar
Der entzückenden Göttin Sonne.

So brennt in meinem Hirn
Der Traum mit gärender Glut,
Wie hinter Veſuvius' Felſenſtirn
Der Erde fieberndes Feuerblut.
Ich träume die kommende Sonne.

Die Wolkenſtadt

Über rußbeſtaubten Dächerwogen,
Straßendunſt und dumpfem Werkgetoſe,
Über all dem bang beladnen Volke
Schwebt die Wolke
Blendend weiß / wie eine Rieſenwaſſerroſe
Über ſchwarzem Moderkolke.

Und hernieder blickt die Reine
In den düſtern Hof, wo zwiſchen Mauern,
Ungeliebt vom Sonnenſcheine,
Ein gebeugtes Weib die Jugend muß vertrauern
Bei der Nadel fieberhaftem Raſſeln.
Blaſſes Weib, erhebe dein Geſicht
Zu der Wolke hehrem Licht!

Und ihr Werkelmänner arbeitsheiß,
Laßt das Hämmern, laßt des Schwungrads Treiben!
Tretet an die trüben Werkſtattſcheiben,
Trocknet von der Stirn den Schweiß,
Andachtsvoll den Blick erhoben
Zu der weißen Wolke droben!

Alle, die durch graue Gaſſen
Grübelnd haſten und einander haſſen
Um ein karges, hartes Brot /

Die um armen Leibes Not
In das Morgen ſchaun mit Bangen /
Die gebrochen und verlaſſen
Hüſteln mit gehöhlten Wangen /
Die den Tod verzweifelnd ſuchen,
Oder hinter Eiſenſtangen
Schmachtend fluchen /
All die Fenſteraugen jener langen
Häuſerzeilen ſollen aufwärts ſchauen
Zur verklärten Wolke.

Ruhevoll im waſſerblauen
Himmel ſchwimmt das ſelige Eiland,
Blendend weiß
Wie ein Alpenberg mit keuſchem Eis;
In den Tälern Hyazinthenfelder,
An den Hängen Apfelblütenwälder;
Alabaſterne Paläſte
Schimmern durch die roſa Äſte;
Und auf ſanften Taubenſchwingen
Schwebt ein Klang wie Kinderſingen.
Doch wo weilen ſie, die auf den Himmelsthronen
Frei wie Götter wohnen?

Dort an weißer Hügel Rändern
Stehen ſie in wallenden Gewändern

Engeln gleich. Und ſieh, die Einen
Hüllen ihr Geſicht und weinen,
Andre ſchauen ſtarr und trauernd
Oft zuſammenſchauernd,
Wie entſetzt, hernieder
Auf der Weltſtadt wüſte Rieſenglieder,
Die in Staub und Sünde angſtvoll keucht.
Und in liebendem Erbarmen
Möchten ſie die Stadt umarmen:
„Arme trübe Schweſter, hebe
Deinen Blick zu uns und ſchwebe
Sehnſuchtsvoll empor /
Wie ein friſch erblühter Silberfalter
Sonnetrunken aufwärts fliegt,
Während grau und leer ſein alter
Puppenſchrein im Staube liegt.“

Straße

An düſter ragenden Häuſerwällen
Durch flammenbeſäte ſteinerne Schlucht
Branden die raſſelnden Wagen, die Menſchen /
Wie Wellen in klippiger Meeresbucht.
   Der rote Vollmond taucht empor.

Die Menge wühlt und drängt und ſtößt;
Jedweden kümmert nur ſeine Not /
Wie auf dem Deck des lecken Schiffes,
Das in den Tod zu ſinken droht.
   Der rote Mond ſchaut düſter drein.

Auf glattem Bürgerſteige kauert /
Gleichwie am Felſenriff das Wrack /
Ein Mann mit vorgeſunknem Kopfe,
Zur Seite einen Lumpenſack.
   Der Vollmond blickt mit düſtrer Glut.

Die Leute auf dem Bürgerſteige
Treiben vorbei und blicken kalt;
Die Straßenbahn beglotzt im Rollen
Mit grünem Auge die Geſtalt.
   Der rote Mond ſchaut düſter drein.

Dort drüben lockt die blutige Flamme
Dem Schnapswirt manchen Gaſt ins Haus;
Und öffnet ſich die Schänke dunſtig,
Dringt Schelten und Gejohl heraus.
    Der Vollmond blickt mit düſtrer Glut.

Des Handelshauſes Fenſterreihe
Iſt noch vom Gaslicht grell erhellt;
Papier und Pult und blaſſe Schreiber;
Der Chef durchzählt des Tages Geld.
    Der Vollmond blickt mit düſtrer Glut.

Nun heult vom Hofe die Maſchine
Zur Veſper; da entläßt das Tor
Viel arbeitsmatte Bluſenmänner;
Nur der Fabrikſchlot ſtößt empor
    Zum roten Monde ſchwarzen Rauch.

Ein würdiger Bürger kommt geſchritten,
Den Lump am Steige trifft ſein Blick;
Entrüſtet mit dem Kopfe ſchüttelnd
Geht er zu Bier und Politik /
    Und zornrot glüht der volle Mond.

Aufruhr der Lüfte

An meinem Lager hält die Nacht
Schweigend ihre Leichenwacht.
Nur draußen über Häuſerdächer ſtreift
Ein ruheloſer Luftgeiſt /
Wie Trauergewandung
Über Sargesdeckel ſchleift.

Unter den Dächern
Modert es zahllos /
Wie unter herbſtlichen Bäumen
Geſtorbenes Laub . . .
Die Völker ſind tot!

Wohl ſickert warmes Blut
Durch ihre Adern,
Wohl heben ſie im Morgengrau
Augenlider und Häupter;
Doch mürriſch wie Gefangne.
Und mürriſch ſtrömt es durch die Straße
Zu kerkerhaften Mauern,
Wo Menſchenleiber ſich wandeln
Zu Räderwerk und Balken,
Zu ſtumpfen Rieſenmaſchinen,
Die ſtampfen, ſchaffen und ſtampfen,

Bis draußen der ſonnige Tag
Wehmütigen Blicks zur Neige geht.
Und wieder auf die Straße ſtrömt es,
Auftun ſich die dumpfigen Häuſerſärge,
Die Völker ſtrecken ſich nieder
Und liegen tot.

Nur heimlich in den Häupten
Keimen Träume /
Wie krankhaft bleiche Keime
An Wurzelknollen, die im Keller lagern,
Sehnlich taſten
Nach lauem Sonnenbade.

An meinem Lager hält die Nacht
Finſter ihre Leichenwacht.
Doch draußen ob den Dächern
Geht ein Seufzen;
Zum Stöhnen wird es,
Zu murrender Klage.
Zornig ſtößt ein Wind das Haus,
Ein andrer Wind heult auf;
Bedrohlich brauſend
Stürmt es heran,
Tobende Aufruhrrotten.

Türe ſchlottert, Fenſter raſſelt,
Luke klappt, Dachſparren knarren,
Losgelöſte Ziegel ſcharren
Übers Dach und krachen auf das Pflaſter.

Aus ſchnarchendem Schlaf, aus trägen Federn
Schrickt der Bürger empor.
O horch,
Wie's im Kamine ſchaurig heult
Und durch den Türſpalt ziſcht:
„Herbei, und ſchlüpft in die Kammer!
Blaſet den Narren, blaſet!“
Und wie am Kirchturm droben
Die Wetterfahne ängſtlich kreiſcht /
Bis ein wuchtiger Windſtoß
Von verbogener Stange
Die Roſtige abbricht;
Sie ſchollert übers Kirchendach
Und praſſelt auf das Pflaſter
Vor Pfarrers Fenſter.

Der Straßenwächter fährt zuſammen,
Entweicht zur nahen Haustür
Und ſchmiegt ſich fröſtelnd in die Niſche.
Drüben an der Anſchlagſäule

Zerren ſpöttiſche Geiſter
Am Papierbefehle
Der hohen Obrigkeit
Und wirbeln den Fetzen mit Straßenſpreu.

Hinter der Mauer im Hofe
Hebt der einſame Baum
Zu den Lüften flehende Arme
Und ſtöhnt und wimmert:
„Nehmt mich mit!
Reißt mich aus!
Fort aus ſteinerner Wüſte,
Aus dumpfigen Kerkermauern
Hinaus ins himmliſche Freie
Zu ſonnefrohen Geſchwiſtern!“

Gefangen

Nachtodem brauſt mit Regen und Schloſſen
Und haucht herein durch die Kerkerſproſſen.

Drin lehnt ein heißes Haupt an der Mauer;
Das koſtet die Kühle mit ſüßem Schauer.

Es lauſcht dem wilden Rütteln und Dröhnen
Des Sturmes, dem langgezogenen Stöhnen.

Es lauſcht, wie der Regen vom Dache rinſelt,
Wie die Traufe im Hofe ſchluchzt und winſelt.

Es lauſcht, wie ferne die Föhren ſauſen,
Und am Seegeſtade die Wellen erbrauſen.

Nun horch / da nahen hurtige Schläge
Von Roſſes Hufen auf nächtlichem Wege.

Vorüber ſtürmt galoppendes Reiten,
Hinaus in geheimnishüllende Weiten ...

So lauſcht ein heißes Haupt an der Mauer
Und koſtet die Kühle mit ſüßem Schauer.

Nachtodem brauſt mit Regen und Schloſſen
Und haucht herein durch die Kerkerſproſſen.

Vorſtadtlerche

Stumm lag die Straße, unter ſchwarzem Laken.
Verſchlafen blinzten die Laternenflammen;
Die öden Pflaſterſteine ſchraken
Vor meinem Schritt zuſammen.
Doch mir im Haupte brandete das Blut,
Und üppig blitzten die Gedanken /
Des Hochgeſpräches kühne Brut,
Bei deſſen wild erhabener Glut
Ich mit den Freunden ſaß, in feierlicher Nacht . . .
Und ſtaunend ſchaut ich die Gedankenpracht
Und fühlte ſtaunend meines Herzens Weihe;
Und meine Seele wuchs zu hehren Sternen
Wie Rauchſchwall wirbelnd ſich gen Himmel breitet.
Und wie ich ſchlafen ſah die dunkle Häuſerreihe,
Bedünkt ich mich ein Heiland,
Der liebewach ſein ſchlummernd Volk durchſchreitet.

Doch als ich öffnete des Hauſes Tor,
Da gähnte ſchwarz das Haus wie eine Gruft.
Und als die finſtern Treppen ich empor
Getaſtet bis zum Stockwerk unterm Dach,
Da hauchte mir das enge Schlafgemach
Entgegen drückend ſchwüle Luft.
Beklommen ſtreckt ich mich zu Bett
Und ſuchte Schlaf. Doch heiß war meine Stirn,
Und raſtlos grübelte das müde Hirn.

Dann aus der dunkeln Ecke kam geſchlichen
Die Angſt und kroch mit ekler Gier empor
Und drückte meine Bruſt und würgte mich;
Und meine Glieder waren totenſtarr.
Und eine Stimme raunte mir ins Ohr:
„Ohnmächtiger Narr!
Der du ein Held,
Ein Heiland dich bedünkt,
Da liegſt du nun gefällt,
Von meiner Fauſt gefaßt /
Wie all dein kummerbleiches Volk,
Das hingeſtürzt von Tageslaſt
Rings unter dumpfen Dächern modert . . .“

Und wie es ziſchelnd höhnte,
Und wie, bedrückt vom Alb,
Ich röchelte und ſtöhnte,
Da brach mein Herz,
Da ſank mit hohlem Dröhnen
Mein Sarg in ſchwarze Erde . . .
Der Deckel preßte meine dumpfe Stirn,
Und die Gedanken wurden ſtarr im Hirn.

Was zwitſchert heimlich in der Ferne
So ſüß und morgenfriſch?
Was ſpür ich wie ein Liebchen ſchleichen

Vom Fenſter durch das lauſchig ſtille Zimmer?
Biſt du es, Frühlicht? Ja, du biſt es, Liebchen!
Schon grüßen mich mit geiſterhaftem Schimmer
Der Tiſch, das Polſter und die Uhr... Ihr bleichen,
Aus Nacht erſtandnen Freunde! Ja, es tagt!
Wie wonnig meine nachtgequälten Augen
Des Lichtes zarte Rieſelquelle ſaugen!
Und wie in lichtgetränkten Wolkenräumen
Die Lerche trunken taumelt!
O laß mich lauſchen, laß mich träumen,
Zärtlicher Vogel . . .

Die bange Nacht
Verſchlief dein Köpfchen, flügelgeborgen,
In dunkler Ackerfurche der Vorſtadt.
Doch als mit hauchendem Kuſſe der Morgen
Dein Flaumkleid rührte, biſt du erwacht
Und ſehnſuchtsvoll auf ſchlafgeſtärkten Flügeln
Emporgeſchwirrt zu friſchen Lüften /
Wo zwiſchen grauen Wolkenhügeln
Aus rotbeſäumten Schlüften
Des Tages Goldflut bricht.
Und auf zum jungen Licht
Mit nie verſiegender Liebesluſt
Jubelt die ſchwärmende Sängerbruſt:
„Wie biſt du ſüß! Wie biſt du ſüß!"

O Lerchenlied, du Labequell!
Laß Trillerperlen funkelhell
Auf dürre Seelenauen
Mir niedertauen!
Du Flatterpunkt im Blauen
Biſt ſtärker als mein Flügelſchwung,
Der rückwärts ſank in Nacht und Grauen.
Vom glutverklärten Fenſter lauſcht
Mein troſtverſchmachtet Ohr
Erquickt zu dir empor.
Nun trage durch das Morgentor
Den Hingegebnen, hilflos Matten
Von bangen Straßenſchatten
Empor, empor /
Du lieber kleiner Heiland /
Zu ſeligem Ruhe-Eiland.

Der Mohnkopf

Im herben Wind am Dornenzaun
Bei toten, raſchelnden Ranken,
Verödet muß dies Greiſenhaupt
Die trüben Tage durchwanken /

Und aſchendürr und aſchenfahl,
Von Gram gebeugt, hinab
Zur wüſten Erde ſtarren:
Du meiner Hoffnung Grab!

Ach wohl, im Sommer, als flammend heiß
Im Blauen die Sonne ſtand,
Da war von üppigen Träumen
Mein jugendlich Haupt entbrannt.

Ich loderte glutig und dünkte mich ſelbſt
Solch herrlicher Flammenbronnen
Und wollt im Herbſte Garten und Flur
Beſäen mit roten Sonnen.

Doch als er kam, der Herbſt / da ward
Ich zage wie welkend Laub.
Und als ich neigte mein Haupt zur Saat,
Da war manch Körnlein taub.

Und etliches fiel auf dürr Geſtein;
Der Vogel hat es gepickt.
Und etliches wird, wenn es keimt, zertreten
Oder von Dornen erſtickt.

Und etliches hat der barſche Sturm
Geſchleudert, weiß nicht wohin;
Auch den vermeſſenen Jugendtraum
Gezauſt mir aus dem Sinn.

Nun ſteh ich hier am Dornenzaun
Bei toten, raſchelnden Ranken
Und muß mit ödem Greiſenhaupt
Die trüben Tage durchwanken . . .

O Jugend, du fliegſt kühn und raſch,
So wie die Schwalbe ſchnellt.
Doch gleich der Schnecke träge ſchleicht
In Ewigkeit die Welt.

Ich will

Hoch ſtand ich auf dem Dach / und ſah
Seltſamſte Morgenglut:
Rings wogte über die Häuſer hin
Ein Meer von Brand und Blut.
Wild brüllte die ſchwarzrot qualmende Schlacht;
Mit zornigem Knattern ſchoſſen
Behelmte Feinde zu uns empor.
Doch es trotzten feſt die Genoſſen,
Wie Felſen im ſchlagenden Hagelſturm.
Verheerende Bomben ſchwangen ſie
Und manchmal durch das Schlachtgetos
Die Marſeillaiſe ſangen ſie.
Ihr wolluſtgirrendes Mordlied pfiff
Eine Kugel an meinem Ohr;
Da bäumte ſich meine Seele jäh
Gleich wütiger Schlange empor.
Den Sprengball zückte die krallende Fauſt
Nach den feindlich ſtürmenden Maſſen
Und ſchmiß des Todes reißende Saat
Hinunter mit jauchzendem Haſſen.
Und dumpf . . .

. . . Ein Rollen, ein Peitſchengeklatſch
Und Getrappel / goldflirrender Schein;
Und ſieh, die Morgenſonne ſtrahlt
Zum offenen Fenſter herein.

Im Bette lieg ich / es war ein Traum!
Nicht Kugeln, die Schwalben girren
Und ſchießen um mein ländliches Dach.
Und droben im Mattblau ſchwirren
Lichtfrohe Lerchen. Durch tauige Flur
Trabt munter das Pferd mit dem Wagen;
Drauf ſitzt der junge Bauer und ſchmaucht
Sein Pfeifchen mit Behagen
Und fährt ſo ſicher hinein in die Welt . . .

Ich aber, ich ſeufze und ſchwanke
Und bin auf bangem Lager hier
Ein zweifelnder Gedanke.
Noch hält der Zorn, der glühende Traum
Mein Herz in banger Stockung,
Und ſchon umſchmeichelt mich ſo ſüß
Des Lebens liebliche Lockung.
Da ſchwindelt mir; Verwirrung, Scham,
Sie überfluten heiß mich;
O ich vermeſſner, armer Tor!
Was bin ich? Und was weiß ich?
Ich bin nur ein Halm im wogenden Feld
Und wähnte, ich ſei das Feld;
Und ich wanke, ſchwanke in Lieb und Haß,
Und mir däucht, ich bewege die Welt.
O ich Irrtum und ſchwächlicher Widerſpruch!

Und doch! Was hier erwacht
So grimm und kühn, iſt Irrtum nicht,
Iſt Zwietracht nicht, iſt Macht.
Ich bin die einige Macht, bin Lieb
Und Haß mit einem Male,
So einig wie Kaſtanienfrucht und ihre Stachelſchale.
Und die haſſende Liebe, der liebende Haß,
So in mir gärt und ſchafft,
Das iſt der Menſchheit Lebensdrang,
Iſt die weltbewegende Kraft.
Ich will! Und dieſer Kraftſtrom wird
Durch alle Zeiten wallen,
Wird Arme breiten ſehnſuchtsvoll
Und Fäuſte drohend ballen.
Ich will! Und wenn mein trotziger Mund
Auch längſt im Tode ſchwieg,
Ich will! Und ewig iſt mein Kampf,
Und ewig iſt mein Sieg!

Erlöſe dich

Sonnenbraut

Ein Wandrer tappt in Nacht und Dünſten;
Wonach er ſuchte, wußt er nicht.
Da hat verlockt mit Gaukelkünſten
Zu Sümpfen ihn ein Flackerlicht.
Er taumelte hinein und hielt den Rauſch der Sinne
Für benedeite Minne.

Und falſche Schätze ſah er ſtrahlen,
War allen Leibeslüſten hold;
Vernahm mit Gier der Großen Prahlen
Und griff nach Purpur, Lorbeer, Gold.
Er rang und raufte drum im wirren Fiebertraum,
Doch ſeine Hand griff Schaum.

Wach auf, Genarrter! Herold Morgen
Macht alle Nachtgeſpenſter fliehn.
Von Bergeseinſamkeit geborgen,
Im heilgen Lichtſtrom darfſt du knien.
Gib hin die dumpfe Stirn! Der rote Sonnenmund
Küßt dich von Schuld geſund.

In Weiheſchauern wird nach oben
Zur ſpät gefundnen Sonnenbraut
Der Freier auf den Thron gehoben
Und Herz dem Herzen angetraut.
Ihr Auge gibt den Kelch der Ewigkeit zu trinken.
O ſeliges Verſinken!

Südenland

Horch, durch grübleriſche Föhren
Woget ſtöhnendes Verſtören
Herbſtlich rauhes Nachtgebraus.
Und die reckenhaften Eichen
Toben, weil die Wipfel bleichen,
Schaurig troſtlos ihren Kummer aus.

Droben, wo durch Wolkenhader
Bläulich wallt des Mondes Duft,
Rudert durch die barſche Luft
Wilder Gänſe Keilgeſchwader.
Ihrer Sehnſucht dunkel Raunen
Lenkt empor mein ſtummes Staunen
Und erweckt die kühlen Schauer
Unvergeſſner Abſchiedstrauer.

Dein gedenk ich, armer Freund!
Vom vertrauten Heim betrogen,
Biſt du fröſtelnd fortgezogen
Mit der Wildgans ſüdenwärts.
Draußen ſuchſt du, grambegleitet,
Was allein das eigne Herz,
Wie der Baum ſein Harz, bereitet.

Fahret wohl! Ich bleibe hauſen,
Wo die Föhren mürriſch brauſen
Mit mir ſelbſt allein; verſchweige
Meiner Sehnſucht Schrei und neige
Zum Gebet mein Haupt: Wohlan,
Sei nun ſtark, Einſiedel! Zeige,
Was die eigne Kraft noch kann!
Tiefſte Andacht weihe dich,
Und zur Öde, Zaubrer, ſprich
Jenes Wort, das Berggeſtein
Spaltet: „Seſam, tue dich auf!“ /
Dann hinein, getroſt hinein!
Hinter rauher Felſenwand
Lächelt dir ein Südenland /
Dein erſehntes Friedenland.

Das Bett

Wenn ich mich ſchlafen lege,
So fällt mir manchmal ein,
Wieviel ich dir verdanke,
Du treuer Ruheſchrein.

Du ſchauſt mich an ſo grübelnd
Mit deiner Bretterſtirn,
Als möchteſt du erzählen,
Als wäre Holz wie Hirn.

Auf deinem breiten Rücken
Trugſt du mich manche Nacht.
Ein halbes Leben hab ich
In deiner Hut verbracht.

Ich kam aus dunklem Schoße
Zum Lichte, zart und klein;
Sie legten mich vertraulich
In deine Pflege ein.

Was ich mit ſchwerer Zunge
Im Schlafe ausgeplauſcht
Von bunter Träume Wiſpern,
Haſt duldſam du belauſcht.

Wenn mich Geſpenſter würgten,
Wenn ich in Klüfte fiel /
In deinem ſanften Pfühle
Fand ich mein tröſtlich Ziel.

Die Seufzer, wenn des Sturmes
Gewimmer mich gequält /
Und, weißt du noch? die Küſſe /
Du haſt ſie all gezählt.

Du Zeuge voller Andacht,
Wenn ſchaffend ich gewacht,
Wenn ich, vom Geiſte trunken,
Dem Liede nachgedacht.

Wenn ſchlotternd ich getaumelt,
Die Schläfe fieberſchwül,
Haſt du mein Haupt gebettet
In deine Kiſſen kühl.

Dereinſt, wenn ich ſo liege,
Dann kommt der Rudermann,
Der deine treuen Planken
Zur Barke wölben kann.

Du trägſt mich leiſe ſchaukelnd /
Fahr wohl / durch ſchwarze Flut
Zum Eiland der Zypreſſen,
Wo ſich ſo ſelig ruht.

Tote tröſten

O Nacht, wie warſt du ſonſt ſo heilig ſchön!
Am Erdenbuſen lag der Mondenſchein;
Es war ſein Traum ein ſilberzart Getön;
Und Ruheglocken ſummten aus den Höhn . . . .
O Nacht, und nun? Wie ſchaurig kannſt du ſein!

Da lieg ich lahm, zerſchmettert mein Gebein;
Im Abgrund lieg ich, finſter, ganz allein.
Ich ſtöhne, zitternd ſtrecken ſich die Arme:
Iſt droben keiner, der ſich mein erbarme?
Iſt ausgeloſchen aller Sterne Schimmern?
Ich höre nur dein monotones Wimmern,
Du Unraſtſeele, ewger Jude Wind!

Stumm ſei und ſtolz mein zuckender Mund!
Was mich geſtürzt in den ſchwarzen Schlund,
Keinem Atmenden werd es kund!
Sie ſchlafen; oder ihr Schwelgen lacht.
Was kümmert ſie's, wenn ein Grübler wacht
Und ſich quält mit der ſchwarzen Nacht!

Nur Toten
Sei mein Flehen entboten.
Sie laſſen ſich rufen, ſie neigen

Dem hilflos Einſamen ihre Huld,
Haben für all ſein Beichten Geduld
Und können wie Grüfte ſchweigen.

Nun denn, mein Vater! komm aus deinem Grabe,
Aus meinem Herzen komm und laß dich ſchaun!
Liebernſtes Angeſicht, ſieh her! Dein Knabe,
Er iſt's, er liegt in Zweifel und in Graun
Und möchte ſchluchzend ſich dir anvertraun.
Auch du, Großmutter mit den Silberlocken,
Du weiſe Frau, die gütig mich gekoſ't,
Wenn vor der Welt mein Kinderherz erſchrocken,
Dein großes blaues Auge ſei mein Troſt!

Wohlan, ihr Treuen, laßt euch klagen
Und mein Geheimnis ſagen . . .
Doch nein, nicht ſagen! nur mit Schweigen ſpricht
Die Seele, wo ſie heiß aus Tiefen bricht.
Und ihr, dem Schattenreiche eigen,
Liebt ja das Stumme und verſteht mein Schweigen.
Ich ſpüre eure milden Augenſterne;
Ihr Schauen dringt ins Tiefſte mir und fühlt,
Was hier im Buſen glüht und zuckt und wühlt.
Wie lieg ich unter dieſem Blick ſo gerne,
Der mich wie Tau benetzt und meine Wunde kühlt.

Bin ich geneſen? Wieder heilig ſchön
Dünkt mich die Nacht. Die feierlichen Glocken
Erſummen abermals in Himmelshöhn,
Als möchten ſie mir neues Hoffen locken.
Und horch, was zwitſchert ſchüchtern ſacht?
War's nicht der Lerche Morgenlaut?
Ich glaube gar, noch einmal wacht
Ein Blütentag mir auf. Es graut, es graut!

Die tröſtende Nacht

O Nacht, du treue Tröſterin!
Wenn ich auf meinem Lager zage,
So ſchwebſt du vor das Fenſter hin
Und hörſt geduldig meine Klage.
Und wenn ins Kiſſen ich mit Stöhnen
Mein tränend Angeſicht verhülle,
Hör ich auf einmal eine Fülle
Von Wohllaut mir zu Herzen tönen:

„Getroſt, getroſt! Ich bin ja hier!
Will dich nach jedem Tage heilen
Und werde kommen einſt zu dir,
Um immerdar bei dir zu weilen.
Dann ruhſt du, ſelig vom Vergeſſen
Durchſchauert, fern von Tagesrauſchen
Und magſt dem ſanften Liede lauſchen,
Das Winde harfen in Zypreſſen.“

„Seid ihr auch artig?“ Stumm nicken die Kleinen
Und reichen die Patſchhand; eins möchte weinen.

Da praſſeln die Nüſſe, das gibt ein Haſchen!
Der ſüße Hagel füllt die Taſchen . . .

Fort iſt der Mann. Mit Lampenſchein
Tritt nun die liebe Mutter herein.

Gejubel: „Der Weihnachtsmann war da!
O, Nüſſe hat er gebracht, Mama!“

Den großen Tiſch umringt ein Schwatzen,
Schalenknacken, behaglich Schmatzen.

Die Mutter klatſcht in die Hände und zieht
Die Spieluhr auf: „Nun ſingt ein Lied!“

„Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all,
Zur Krippe her kommet, in Bethlehems Stall!“

Fromm tönt's in die froſtige Nacht hinaus.
Ein Stern ſteht ſelig über dem Haus.

Es war einmal

Es ſtarrt ſo trüb ein altes Haus
In wintergraue Fernen hinaus.

In ſich verſunken, erbebt es bang
Von dumpf verſchollenem Glockenklang.

Auf einmal gleitet zärtliches Licht
Ihm taſtend über das Angeſicht.

Die Winterſonne mit mattem Schein
Küßt ſcheidend Giebel und Fenſterlein.

Wehmütig lächelt ihr zitternder Strahl:
„Gedenkſt du noch? Es war einmal . . .“

Dann hüllt ſie das Haupt in Schneegewölk ein
Und läßt das Haus im Dunkeln, allein.

Sei, Seele, du Marie

Marie gebenedeite,
Mit Kind und Myrtenkrone,
Verbleib nicht in der Weite
Auf hehrem Sternenthrone!
Kehr in die Hütten ein
Und mir im Buſen wohne!

Es hat das Reich der Himmel
Hienieden allen Raum.
Daß fern im Morgenland
Ein Eden blüht, iſt Traum.
Die wache Seele fand
In ſich den Lebensbaum.

Sei, Seele, du Marie,
Die keuſche Gottesmaid,
Vom Licht aus Vaterſchoß
Umflutet und umfreit,
In Minne makellos
Zur Mutterſchaft geweiht.

Zu Bethlehem die Krippe
Iſt jedes Herzens Schrein.

Soll mich und meine Sippe
Der Gottesſohn befrein,
Er muß aus Menſchengrunde,
Aus mir geboren ſein.

Der ſchwarze Reiter

Im Regengepraſſel, im Windesrauſchen /
   Vorüber, vorüber /
Immer dem Einen nur muß ich lauſchen:
   Vorüber!

Wie düſtere Pilger die Wolken ziehn
   Vorüber, vorüber.
Wirbelnd des Waldbachs Wellen fliehn
   Vorüber.

Aus fahlen Wipfeln hör ich es ſtöhnen:
   Vorüber, vorüber!
Schaurig ein Echo im Herzen höhnen:
   Vorüber!

Da hab ich gehaſtet, hoffend geharrt;
   Vorüber, vorüber!
Fiebertraum hat mich gehetzt und genarrt;
   Vorüber!

Wie Waſſerwirbel mein Leben zerſtieben;
   Vorüber, vorüber.
Treu iſt mir nur das Eine geblieben:
   Vorüber.

Hei, meine Geſchwiſter Regen und Wind!
Vorüber, vorüber!
Bin ja wie ihr des Irrwahns Kind /
Vorüber!

Einen Reiter ſeh ich in Wolken traben;
Biſt du's, Vorüber?
Den hagern Rappen umflattern Raben.
Vorüber!

Nun, dunkler Ritter? Willkommen, Tröſter,
Du herbes Vorüber!
Mich dünkt, ich werde noch dein Erlöſter,
Vorüber.

Wir ſtürmen ein Weilchen noch um die Wette,
Vorüber, vorüber /
Und trotten zuletzt an ein friedlich Bette.
Vorüber!

Da wirſt du die Morgenfanfare blaſen,
Mein Heiland, Vorüber:
„Träumer, nun iſt dein Reiten und Raſen
Vorüber.

Nur immer ins Weite langte dein Haſten:
Vorůber, vorůber!
So ward dein Leben ein einzig Faſten /
Vorůber.

Was du im Weiten nicht fandeſt, die Ruhe /
Vorůber, vorůber /
Hat Raum genug in der ſchwarzen Truhe.
Vorůber!"

Sternloſe Nacht

Gewölk hat umgebracht
Den letzten Sternenfunken;
In rabenſchwarze Nacht
Iſt Fels und Tann verſunken.

Ich bin ein Erlenſtumpf,
Dran bleicher Moder glimmert,
Ein gärend fauler Sumpf,
Wo ſcheu das Irrlicht flimmert.

Unheimlich düſtre Welt,
Du Tummelplatz für Toren!
Bin gänzlich unbeſtellt
In dich hineingeboren.

Sag an, was haſt du für
Mit deinem bangen Kinde?
Und haſt du keine Tür,
Wo ich den Ausgang finde?

Gewölk hat umgebracht
Den letzten Sternenfunken;
In rabenſchwarze Nacht
Iſt Fels und Tann verſunken.

Mein Leben ſchäumend rann,
Ein Sturzbach zwiſchen Steinen.
Was ich dabei gewann?
O bitter möcht ich weinen!

Einſt ward ich ſchmuck und neu
Als Menſchlein eingekleidet.
Doch alles Fleiſch iſt Heu,
Und horch, die Senſe ſchneidet.

Ach wohl, die Jugend reicht
Den ſüßen Taumelbecher.
Doch Rauſch und Minne weicht,
Und Reue weckt den Zecher.

Um jeden Biſſen Brot
Muß hart der Froner ſchanzen;
Sonſt hockt die hagre Not
Auf ſeinem leeren Ranzen.

Mach dich nicht gar zu breit,
Du Herr im güldnen Hauſe!
Ohn End iſt Ewigkeit,
Und ſchmal die letzte Klauſe.

Poch nicht auf Ehr und Zier!
Fortuna hat's geliehen.
Der Hobler wird auch dir
Ein Linnenkleid anziehen,

Zum Pfühle untern Kopf
Zwei Handvoll Spähne ſchieben...
Nun denke nach, du Tropf,
Wie närriſch du's getrieben!

Gewölk hat umgebracht
Den letzten Sternenfunken;
In rabenſchwarze Nacht
Iſt Fels und Tann verſunken.

Und wie ich ratlos bang
Ins dunkle Rätſel ſtaune,
Horch, ſanfter Wiegenſang,
Ein wogend Waldgeraune:

„Nur ſtille, Menſchenkind!
Was helfen deine Sorgen?
Die Augen ſchließe lind!
Derweilen wächſt das Morgen.

Die Nacht hat ihren Tau,
Auf daß der Maien blühe,
Und aus dem Wolkengrau
Entſprießt die Purpurfrühe.

Soll nicht der Sagenſtein,
Wo wüſte Tannen dunkeln,
Ein Königspalas ſein
Und einſt entzaubert funkeln?

Zuvor im Puppenkleid,
Will dieſe trübe Erden
Am Glanz der Ewigkeit
Ein Himmelsfalter werden.

Und ob die Wolke hüllt
Den letzten Sternenfunken,
Dein Traum wird noch erfüllt:
Du ſchauſt / von Sternen trunken.

Herbſtfäden

In Fieberröte träumt der Baum
Den letzten goldnen Sonnentraum.
Der blaue Himmel lächelt
Wie ſanftes Leid.
Horch, ſeltſam ſchnarrende Weiſen!
Die Wandergänſe reiſen,
Zum Keil gereiht.

Am Webeſtuhl die Spinne lauſcht,
Wie droben das Geſchwader rauſcht.
Ihr wird ſo ferneſüchtig,
So bang zu Sinn.
„O hätt ich ſchwirrende Flügel!
Weit über blaue Hügel
Flög ich dahin."

Und wie ſie grübelt, wird ihr klar
Ein Flugmaſchinchen wunderbar.
„Mein Werk ſoll mich erlöſen!
Drum friſch gewebt,
Bis ob der braunen Heide
Ein Segel aus weißer Seide
Im Lufthauch ſchwebt!"

Da ſegelt nun das kleine Ding,
Wie Fauſt am Zaubermantel hing.

So fand dein Spintiſieren
    Nun doch den Pfad!
Dich trägt, was du geſponnen,
Zu Gärten neuer Wonnen.
    Heil deiner Tat!

Heimweh nach der Ewigkeit

Heilige Hochzeit

O ſchwüler Traum von Luſt und Minne!
Ich wallte ſuchend durch das Land,
Da hat die ſchöne Teufelinne
Mit Schlangenblicken mich gebannt.
Ein Irrwiſch, hat ſie mich verblendet
Und hingeſchleppt durch Nacht und Sumpf,
Bis ich verzweifelt, halb verendet
Zuſammenbrach am Erlenſtumpf.

Ich fühl's, mein Leben iſt verloren.
Nur blinzelt noch das Augenlicht.
Auf einmal blüht aus Wolkenfloren
Der Sonne Roſenangeſicht.
Und meine Seele will geſunden;
Vergeſſen iſt der morſche Leib.
So hab ich endlich dich gefunden,
Erſehnte Braut, mein Sonnenweib!

Der Gram entflieht; ein letztes Sorgen
Umſchleicht mich: daß ich wüſt geträumt
Und dieſen hochzeitlichen Morgen
Im Jugendwahne lang verſäumt!
Doch ſtill! Ein Troſt iſt mir geblieben:
Im Tod zu minnen, ward mein Loos!
Ein Augenblick, erfüllt mit Lieben,
Iſt wie der Himmel tief und groß.

Komm, Sonnenmund, du Hochzeitsbecher,
Zum Abendmahle mir geweiht!
Im Kuſſe ſterbend ſaugt der Zecher
Das Feuerblut der Ewigkeit.
Laß trinken, trinken deinen Gatten /
Bis ihm die Seele feierſtill,
Ein Himmel ohne Wolkenſchatten,
Ein Sonntag, ſo nicht enden will.

Selig ſterben

Wie drückend ſchwül der Sterbepfühl!
Es muß geſchieden ſein . . .
O Sommernacht, ach flüſtre nicht
So lockend ſüß herein!
Ihr Düfte blühender Linden,
Wie muß ich bitter empfinden,
Was ich verſäumt!

Weh mir! Auf meiner Wieſe
Viel tauſend Blumen lohten,
Die alle heimlich ſchmachtend mir
Den Kelch der Liebe boten.
Ich hab ihn nicht genoſſen!
Ich wähnte, ſtreng verſchloſſen
Sei jeder Kelch.

Und in mir glomm es jugendſtark;
Hätt ich vertraut der Glut,
Die Sterne konnt ich keltern
Und zechen ihr heilig Blut.
Doch zwiſchen öden Wänden
Hielt ich in darbenden Händen
Das bleiche Haupt.

Ich wühlte tief nach einem Schatz.
Da tappte meine Hacke
Vorbei an Goldes Adern
Und biß ſich feſt in Schlacke.
Am Ende bin ich worden
Vom Eremitenorden
Ein trüber Gaſt.

O Sehnſucht, die in junger Bruſt
Ich Tor ließ ungeſtillt,
Wie loderſt du im ſiechen
Geblüte nun ſo wild!
Wohlan, du magſt im Sterben
Um Liebesluſt noch werben
Mit heißem Kuß.

Hinaus zum Garten! Schüchtern lockt
Der Haubenlerche Schlag.
Mit roſa Knoſpen taſtet
Aus Wolkengrau der Tag.
Ein Wolluſtſchauer wittert
Um Buſch und Baum / und zittert
Durch meinen Leib.

Und feierlich vom Leibe
Streif ich das düſtre Kleid.
O kühles Bett im Blumenklee,
Wo Perlentau mich weiht!
Voll Inbrunſt beug ich Roſen
Vom Hag herab zum Koſen
An mein Geſicht.

Horch, Harfenjubel! Strahlend wallt
Die Sonnenkönigin
Zum Blumenbett / und neigt ſich
Umfangend zu mir hin.
An ihren Buſen flutet
Mein Sehnen und verblutet
Im Hochzeitskuß . . .

Ja ſauge meinen Odem
In deinen Flammenſchwall!
Laß mich, ein Tropfen Sonnenblut,
Wild pulſen durch das All!
Heil mir! In alle Wonnen
Verſäumter Jugendbronnen
Mein Schwelgen taucht.

Klausners Troſt

Von Purpurſonnenblitzen
Des Forſtes Lücken ſprühn;
Der Abendwolken Spitzen
Wie Gletſcherſtirnen glühn
In klaren Himmelsräumen
Des Klausners Augen träumen,
Vor Wehmut feucht.

Da ſitz ich nun gefangen /
Mein Kerker iſt die Welt /
Und möcht emporgelangen
Zum freien Lichtgezelt.
Doch harte Fenſterſproſſen
Behalten abgeſchloſſen
Mich bis zum Tod.

Wohl bin mit blonden Haaren
Ich wie ein Frühlingswind
Viel Wonnen nachgefahren /
O weh, ich töricht Kind!
Spät unter Trauerweiden
Lernt ich mich ſtill beſcheiden
Und ward bekehrt.

Mir kam von ſeligen Auen
Die eine Gabe nur:
Inbrünſtig aufzuſchauen
Zur ſternbeſäten Flur.
Aus trüben Kerkerſchachten
Zum Born des Lichtes ſchmachten
Iſt all mein Troſt.

Nun ſei mir hochwillkommen
Zur Andacht, lauſchige Nacht!
Verheißend iſt entglommen
Des Sterngewimmels Pracht:
Endloſe Weltenſcharen
Sollſt, Seele, du befahren;
Drum rüſte dich!

Einſt wird dir aufgeſchloſſen
Der Gitterzelle Tür;
Du wandelſt weißumfloſſen
An Pförtners Hand herfür.
Die Segelſchwingen breite
Und ſuch in Ätherweite
Die neue Welt.

Der ewige Abc-Schütz

Auf den Rücken geſchnallt die nagelneue Mappe,
Fibel und Schiefertafel unter der großen Klappe,
Schwamm und Schieferſtift bammelnd an Fädchen
Trollt ich mit kleinen Knaben und Mädchen
Zur Schule nach Abc-Schützen-Art /
Und war doch ein Greis,
Mit Haaren ſchlohweiß
Und wallendem Bart.

Bald hockt ich auf niedriger Klaſſenbank
Zwiſchen Ofen und Klaſſenſchrank;
Der Herr Lehrer ſaß auf dem Katheder.
Laut und deutlich mußte nun jeder
Aus der Fibel buchſtabieren,
Artikulieren, deklamieren.
Vom plärrenden Chorus hallte das Zimmer:
„I, m: Im! Im/mer.
Ni, m: Nim! Nim/mer!"
Ich ſtammelte mit, zerſtreut, verlegen,
Wagte kein Auge vom Buch zu bewegen,
Wußte vor Scham mich nicht zu laſſen.
Was tat ich nur hier? Ich konnt es nicht faſſen.
Das Abc hatt ich längſt kapiert,
Hatte Bibliotheken durchſtudiert,
War Bücherverfaſſer, ein Denker, ein Dichter . . .
Was tat ich hier zwiſchen dem Fibelgelichter?

Urplötzlich ſah ich zu meinem Schrecken
Des Herren Lehrers hochwürdigen Bauch
Vor meinen Platz ſich pflanzen und recken.
„Nun, Brunochen", ſprach er, „ſag du's auch!
Ein kleines Blauveilchen . . .?"
Ich erhob mich verblüfft, mit Zittern und Zagen;
Was ſollt ich ſagen? Ein kleines Blauveilchen?
Auf einmal erwachte, Zeile für Zeilchen,
Die Fabel aus meinen Kindertagen,
Und ich konnte mechaniſch ſagen:
„Ein / klei / nes / Blau / veil / chen
Stand eben erſt ein Weilchen
Unten im Tal am Bach.
Da dacht es nach und ſprach:
„Daß ich hier unten blüh,
Lohnt ſich kaum der Müh;
Muß mich überall bücken
Und drücken;
Bin ſo ins Niedre geſtellt;
Sehe gar nichts von der Welt.
Drum wär es ganz geſcheit getan,
Ich ſtieg ein bißchen höher hinan."
Und wie geſagt, ſo getan;
Aus dem Wieſenland
Mit eigener Hand
Zieht es ein Beinchen nach dem andern

Und begibt ſich aufs Wandern.
Drüben der Hügel wär mir ſchon recht!
Wenn ich den erreichen möcht,
Könnt ich ein Stückchen weiter ſehn;
Dahin will ich gehn . . .
Dahin will ich gehn . . .
Will ich gehn . . .'"

„Ja", ſprach der Herr Lehrer, „da hapert's noch ſehr.
Gib künftig hübſch acht und lerne mehr!"

Da ſtand ich alter Eſel blamiert /
Und wär am liebſten retiriert
In den Boden hinein . . .
Zu meiner Erlöſung begann zu ſchrein
Gellend die Glocke durchs Haus,
Und / die Schule war aus!

Janhagel ſprang mit Jubel und Tanzen
Über die Bänke, griff Mütze und Ranzen
Und lärmte in hundertfüßigem Trab
Holterdipolter die Treppe hinab.
Auf dem Hofe harrten voller Verlangen
Mütter und Tanten ihrer Rangen.

„Ich bin verſetzt!“ ſchrie ein kleiner Junge
Triumphierend aus voller Lunge. /
Verſetzt? Wie ein Piſtolenſchuß
Fuhr es mir freudig durch den Kopf:
Heut iſt ja Semeſterſchluß!
Dann bin ich armer alter Tropf
Wohl endlich verſetzt zur höheren Klaſſe!
Daß ich Träumer ſolche Eröffnung verpaſſe!

Zu einem Klaſſengenoſſen trat ich,
Klopfenden Herzens um Auskunft bat ich.
Der aber höhnte mit Geträtſch:
„Nee / du biſt ſitzen geblieben / ätſch!“

Entſetzen durchſchlotterte meine Glieder.
Sitzen geblieben! Schon wieder / ſchon wieder!

Da wandte der Bengel ſich lachend um:
„Iſt der aber dumm!
Iſt ſchon längſt in der oberſten Klaſſe
Und will noch verſetzt werden!
Wie kannſt du verſetzt werden?
Es gibt ja keine höhere Klaſſe!“

Gibt keine höhere Klaſſe?
Das Unbegreifliche, grob wie ein Sparren,
Ließ alle Gedanken und Sinne erſtarren.
Gibt keine!

Auf dem Schulhof ſtand ich in wirrem Traum,
Schließlich allein mit dem Käſtenbaum,
Der im Herbſtwind brauſte und ſtöhnte,
Sich dörrender Blätter entkrönte.
Ich blickte hinan, durch Gittergezweige:
„Sonne, wo biſt du? Enthülle dich! Zeige
Den Höhenpfad für mein Aufwärtstrachten!
Den Quell, dahin meine Geiſter ſchmachten /
Aus deſſen überirdiſchem Rauſchen
Sie unerhörte Kunſt erlauſchen;
Zeige die höhere Klaſſe mir!“

Ich ſchaute mich um und / ſah die Mauern /
Und mußte ſchluchzend zuſammenſchauern,
Schüttelnd das Haupt / wie König Lear:
„Es gibt ja keine!“

So bin ich erwacht. Ich zittre und weine.
Es war nur ein Traum!
Doch / gibt es denn eine?

Sternenfriede

Auf allen Forſten, Wieſengründen /
Auf meines Grames Heimat / lagert Nacht.
Nur droben, droben jene Fernen
Verklären ſich, entzünden
Die wundervollſte Silberpracht
Von Funkelſternen.

O Sternenhimmel /
Du Weltengewimmel!
Ihr dunkelblauen
Lichtbeſäten Auen
Der Ewigkeit!
Euch tief zu ſchauen
Iſt Seligkeit,
Iſt kühler Troſt
Für dieſe brennenden Wunden /
Die mir, erboſt
Gleich kläffenden Hunden,
Die Menſchenmeute ſchlug, um nun
Mit ſattem Haſſe auszuruhn . . .

O Sternenhimmel /
Du Weltengewimmel!
Milchſtraße, ungeheuer, breit,
Vielbuchtig wie ein ausgetretener Strom
Durchquerſt du die Unendlichkeit /
Welle an Welle,

Nebel an Nebel /
Jede Welle ein Lichtermeer,
Jeder Nebel ein Weltenheer.
An des Lichtſtroms Ufern blühn
Große Sterne, ſchwefelflammenblau.
Manche funkeln rot und grün
Wie beſonnter Blumentau.
Sternſchnuppen ſprühn /
Leuchtkäfer auf dunkler Flur.
Göttergleich auf hehren Thronen,
Blitzen mit den Kronen
Jupiter, Sirius, Arktur.
Zum Polarſtern, ſeit Äonen,
Zielt der Wagen wie gebannt.
Von Demant
Flammt Orions Gürtelbild.
Gemma, reizend, mädchenmild,
Regenbogenbunt ſich malend,
Winkt dem Mars / der fackelrot,
Schlachten ſinnend loht.
Alle Schweſtern überſtrahlend
Taucht der Liebe Stern mit Schneegefunkel
Aus des Forſtes ernſtem Dunkel.

Und wie feierliche, leiſe
Hingehauchte Harfenweiſe

Hör ich nun die Sterne klingen /
Mich im Auge / ſinnen, ſingen:

„Sei ſtill und lauſche / lauſchend gleite
Zum kühlen Raſen / breit', breite
Die Arme andachtsvoll empor!
In Dunkelblau, in Silberſchauer
Laß taumlig deine Augen ſinken
Und dieſer Kränkung letzte Trauer
In unſerm Ruhemeer ertrinken!
Von Menſchentorheit wund geſteinigt,
Im Strahlenquell geſund gereinigt,
Sollſt du ein Heil der Erden,
Ein ſtiller Weiſer werden.
Sei nur getreu der Sehnſucht,
Die um den Frieden freit!
Wer treulich ſchmachtend aufwärts ſchaut,
Dem wird das Höchſte angetraut
In Ewigkeit, in Ewigkeit.
Und Ewigkeiten ſind nicht weit,
Wenn fern entrückt ob Welt und Zeit
Im Sternenliede
Dein Sinn verſchwimmt . . .
Der Sternenfriede,
Der tiefſte Friede ſei mit dir!"

Der verlorene Sohn

Ein Myſterium

Es ſprach die Ewigkeit:
„Nur ſtill, ihr Kindlein, ruht!
Bewahrt vor allem Streit,
Bleibt Gottes Fleiſch und Blut.“

Doch ein Geſchrei erwacht:
„Laß uns geboren werden!“ /
So wurden Tag und Nacht,
Luft, Waſſer, Himmel, Erden.

Das Menſchenkindlein ſog
Mit Auge, Mund und Ohr.
Die Sondergier betrog,
Daß es ſein Herz verlor.

Von Habſucht ausgefüllt,
Denkt es der Herkunft kaum;
Die Heimat liegt verhüllt,
Vergeſſen wie ein Traum.

Und wenn es rückwärts lauſcht,
Grüßt keine Mutter mehr;
Und nur ein Garten rauſcht,
Ein wogend Wipfelheer.

Mit lichtem Schwerte droht
Ein Wächter vor der Pforte.
Wie Blitz ſein Auge loht;
Wie Donner ſeine Worte:

„Im Heim der Ewigkeit
War einer bei dem andern.
Die unraſtvolle Zeit
Läßt euch entfremdet wandern.

O Wüſte Einſamkeit,
Wo jeder einzeln irrt!
Die Völker ſind entzweit,
Die Sprachen ſind verwirrt.

Und weil um Rache ſchreit
Vergoſſnes Bruderblut,
Nun denn, ihr Mörder, ſeid
Einander Höllenglut!"

So grollt der Rachegeiſt.
Doch horch, der Garten Eden,
Er ſäuſelt und verheißt:
„Herbei! Ich heile jeden!

Erlöſung wird beſchert,
Wenn ihr, der Wüſte leid,
Euch reuevoll bekehrt
Zur treuen Ewigkeit.

Herbei, ihr Zagen! Kommt
An meine Gartenmauer!
Zu eurem Troſte frommt
Der ahnungsvolle Schauer.

Wenn meine Wipfel raunen
Und Nachtigallen ſingen,
Will euch vor ſüßem Staunen
Das volle Herz zerſpringen.

Und ſo ſich zwei vereinen
In Lieben und Erbarmen,
Da halten ſie mit Weinen
Ihr Eden in den Armen."

Hahnenſchrei

Hahnenſchrei. Wie ſachter Nebelregen
Rieſelt Morgendämmern bleich vom Himmel;
Baum und Giebel grau und geiſterhaft . . .
Hahnenſchrei im Dorfe hin und wieder /
Flüchtig Lallen einer Tagesahnung,
Die den Schlaf der Allnatur durchſchauert.

Horch, Einſiedler! Deine ſchwere Wacht
Geht zu Ende. Von der übernächtig
Müden Stirne ſtreife ſtarre Sorgen,
Streife deiner Sehnſucht raſtlos Grübeln.
Nur getroſt! Die große Frühlingskraft,
Die geheimnisvoll der Erde Buſen,
Wurzel, Knoſpentrieb und Menſchenherzen
Schöpferiſch durchbebt / ſie pulſet weiter,
Braucht dein Sorgen nicht. Sie pulſet weiter,
Wenn dein Wächteraug auch bricht, und dunkle
Todesflut den morſchen Leib umſpült.
Ruhſt du ewig doch im Mutterſchoße;
Da wird Todesflut zum Jugendborn.

Hahnenſchrei. Nun auf, Einſiedler! Liſch
Endlich kummervoller Menſchenliebe
Fackel / die ſo düſter dir zu Häupten
Schwelte dieſe lange, bange Nacht.

Laß an ſanfter Ruhe treuen Buſen
Deine aufgelöſten Sinne ſinken!
Kühl und duftig um dein Lager wallen
Fliederzweige . . . Matter Hahnenſchrei /
Letzter Scheidegruß von jenem dunkeln
Ufer, das die Seele, wie ertrinkend,
Doch ſo gern, verlor . . . Ade, ade!

Einmal taucht ſie noch empor; und zwiſchen
Schlaf und Wachen träumend, hört ſie leiſes
Lerchenzwitſchern . . . Vöglein, lieber Herold,
Spürſt du droben friſchen Lebensodem,
Neugebornes Licht, das aus der Nacht
Roſenüppig blüht? Ja, Todesflut
Ward zum Jugendborn! Und gläubig lächelnd
Sinkt die Seele zum erſehnten Sterben
In die dunkle Flut . . . Wie ſüß, wie ſüß!

Ich bleibe

Durch die Nacht mit dumpfem Rauſchen
Treibt vorbei des Stromes Wut;
Und mit träumeriſchem Lauſchen
Starr ich auf die dunkle Flut.
Schattenhafte Kähne wallen
Mir vorbei, in Nacht hinein;
Liebe Stimmen, ſie verhallen,
Und die Strömung tönt allein.

Ödes Schweigen, banges Dunkel!
Schmerzlich irrt mein Blick empor.
Da erblüht mit Troſtgefunkel
Ein Geſtirn dem Wolkenflor.
„Sieh, ich bleibe!“ winkt ſein Auge /
Und die bange Seele zieht
Auf zu dieſem treuen Auge,
Wie ein Kind zur Mutter flieht.

Wenn dereinſt des Todes Grauen
Dieſes Herz umſpült und bricht,
Laß noch einmal dich erſchauen
Über Waſſern, ſüßes Licht!
Bis den letzten Liebesfunken,
Der aus meinem Auge ſcheint,
Deine Blicke aufgetrunken
Und dem Sternenglanz vereint.

Im Sarge

Aus ſchwarzem Sarge ſtarrt,
Von Morgengrau erhellt,
Ein Toter bleich und ernſthaft
In die verlaſſne Welt.

Ein müdes Schluchzen irrt
Umher im Beigemach;
Im ſtarren Totenantlitz
Wird keine Rührung wach.

In Wonne bricht der Morgen
Herein mit roter Glut,
Begrüßt von Vogelzwitſchern;
Tief ernſt der Tote ruht.

Er ſtarrt empor und grübelt,
Wie es nur möglich war,
Daß er von Luſt und Leide
Gebebt ſo manches Jahr.

An eines Knaben Bahre

Waldhäuſers Lied

Lebe wohl, verklärte Seele,
Bis uns lacht ein Wiederſehn,
Wann auch ich aus Staubes Höhle
Darf zur Sternenheimat gehn.

Liebreich ruft ein Hirt: „Willkommen
Auf beſonnter Blumenweid';
Lämmlein, biſt mir angenommen
In der Unſchuld weißem Kleid."

Gnade uns, wir könnten alle
Gleich ſo erdenledig ſein,
Daß wir zum Schalmeienſchalle
In den Frieden gingen ein.

Träumen laßt mich, Funkelſterne,
Hebt mich über Gräber weit!
Ach ich traue dir ſo gerne,
Heimweh nach der Ewigkeit!

Flackerſeelchen

Am offenen Fenſter
Ein Flämmchen wacht,
Es flirrt und flackert
In wehender Nacht.

Ein Windſtoß würgt es;
Da beugt es ſich müd,
Als ob ein blaues
Blümchen verblüht.

Aus liſcht ſein Auge;
Ein letzter Strahl
Hinan zum heiligen
Sternenſaal. /

Arm Flackerſeelchen,
Du Bettelkind,
Gern wärſt du worden,
Was Sterne ſind.

Mußt nun verſprühen
In Nacht und Tod.
Jedoch getroſt:
Der Lichtborn loht!

Dein Lichtborn droben,
Die glühenden Sonnen,
Dran heilige Sehnſucht
Dir iſt entbronnen.

Und was du liebteſt
In armer Zeit,
Dein Reichtum iſt es
In Ewigkeit.

Der Sternenliebe
Ergib dich ganz!
So wirſt du ſelber
Zu Sternenglanz.

Herbſtwanderung

Spürſt du es herbſten, Wacholder?
Tiefdunkel grünen die Erlen /
Doch Sonne küßt immer holder.

Schwebt dorten nicht weiß Geſpinnſt?
Ach, Silberhaar, ſchweifende Wehmut
Iſt all meines Sommers Gewinnſt.

Wacholder, dir bleiben die Nadeln.
Laubherzlein mögen welken,
Uns beide ſoll Winterleid adeln.

Geiſtender Nebel auf Mooren.
Du Welt haſt heimliche Schlüfte;
Wohin ging Jugend verloren?

Muß Moder denn alles beerben?
Hin rieſeln die Augenblicke;
Ach, alles Leben ein Sterben.

Der Himmel mattrotes Gold.
O bliebe doch eine Treue
Dem Begrabenen ewig hold!

Abendfunken verglimmen.
Wie Flötenſeufzer will endlos
Mein Sehnen ins Weite ſchwimmen.

Horch, ſäuſeln nicht Friedhofs Cypreſſen?
Ich weiß eine Seele der Seelen,
Die kann kein Stäubchen vergeſſen.

Wandervögel

Wandergänſe eilen /
Schnatterhaft Gewimmel
Huſcht in Schattenkeilen
Über Mondſcheinhimmel.
Weicher Seelenlaut
Bebt aus hartem Schnarren . . .
Süßer Troſt, zu lauſchen
Und emporzuſtarren!

Treue Sonnenſehnſucht,
Die um Mitternacht
Bei des Mondes Dämmern
Raſtlos ſuchend wacht!
Was ich ſtumm verſchloſſen
Hielt in meiner Klauſe,
Raunen Gramgenoſſen
In das Herbſtgebrauſe.

Weil ihr Heimatland
Nebeltrübe worden,
Flüchten ſie mit greller
Klage aus dem Norden.
Doch in lichten Träumen
Glaubt ihr fromm Gemüt
An ein Südenland,
Wo die Sonne blüht.

Von der Sehnſucht Schrei
Wie bezaubert, ſchwanken
Raſchelnd vor dem Fenſter
Wilden Weines Ranken.
Auch das arme Laub
Träumt von einem andern,
Milden Land und möchte
Mit den Vögeln wandern.

Durch die Adern ſchauert
Zehrende Fieberglut;
Und in Schwärmerwahn
Lodert es wie Blut.
Fliegen will's und / taumelt
Todesmatt hinab . . .
Ach, ſein Südenland
Iſt ein Modergrab.

Warum bangſt du, Herz?
Haſt du nun erkannt,
Daß mit Laub und Vogel
Schmachtend du verwandt?
Kommen wird ein Herbſttag,
Wo du glühſt wie Laub
Und mit deiner Sehnſucht
Taumelſt in den Staub.

Doch vor lauter Treue
Stirbt die Sehnſucht nicht;
Aus geſunknem Laube
Flattert ſie zum Licht,
Flattert jauchzend/wie ein
Vogel, der zum Land
Seiner Sonnenträume
Nun die Richtung fand.

Pilgerfahrt

Durch dunkle Grabzypreſſen haucht
Geheimnisvolles Raunen;
Aus weißen Fliederdolden taucht
Der Mond mit ſcheuem Staunen.
Und ſieh, vom friſchen Grabe
Hebt ſich der Marmelſtein,
Die Höhlung klafft / ein bleicher Mann
Erſteht im Silberſchein.

An ſeine wirre Stirne greift
Der Tote ſchlummertrunken;
Und wie ſein Blick die Tafel ſtreift,
Da ſtutzt er, bohrt verſunken
Das Aug in ſeine Grabſchrift
Und ſtarrt / bis an ſein Ohr
Ein Hahnenſchrei vom Dorfe gellt;
Da fährt er jäh empor.

Zum Dörflein heimwärts will er gehn /
Wie ehedem / und zaudert
Und bleibt am Friedhofzaune ſtehn,
Von fremder Scheu durchſchaudert:
„O Pilger, laß, was drüben liegt,
Wo ſattſam du gegangen!
Auf neuen Pfaden weide
Geläutertes Verlangen!"

Bei Büſchen, Hügeln, Dorf und Au
Verweilt ſein Aug mit Grüßen,
Ade! und ſchwimmt in Tränentau.
Und wie er nun dem ſüßen
Troſtliede lauſcht der Nachtigall,
Da ſucht er eine Gruft
Und küßt von weißer Roſe
Erinnerungsvollen Duft.

„Zur Rüſte, Pilger! Was ſo ſchwer
Dir laſtet auf dem Herzen,
Tu ab von dir! und ſchürfe leer
Dein Herz von Schutt und Erzen!
Was du gelebet / Schutt und Erz /
Sei nun gerecht gerichtet
Und hier auf deiner Tafel,
Zwei Hüglein, aufgeſchichtet!“

Er wiegt das Haupt in ſtummem Weh /
Das gilt dem Schlackenhügel.
Doch aus dem andern, rein wie Schnee,
Formt er zwei Schwanenflügel;
Die fügt er an die Schultern
Und ſpannt ſie breit und hehr,
Ein kühner Weltenſucher /
Hinaus zum Sternenmeer.

Nachwort des Verfaſſers

Neben bisher ungedruckten Gedichten enthält „Der heilige Hain" eine Ausleſe aus meinen Büchern „Einſiedler und Genoſſe" (Verlag von S. Fiſcher, Berlin), „Einſiedelkunſt aus der Kiefernheide" (Schuſter und Löffler, Berlin), „Offenbarungen des Wacholderbaums, Roman eines Allſehers" (E. Diederichs, Jena). Die Lieder der „Abendburg" klingen in der Mundart des dreißigjährigen Krieges und im Sinne eines Suchenden, der ſich von Schatzgräberei und Alchymie zum Bereiten des innerlichen Goldes bekehrt.

Die Zuſammenſtellung meiner Gedichte ſoll nicht bloß des Verfaſſers Perſönlichkeit kennzeichnen, ſondern unſerm Zeitalter etwas von dem bieten, was der Titel andeutet. Der heutigen „Kultur", die im Weſentlichen eine äußerliche iſt, auf Bewältigung und Ausbeutung der Materie gerichtet, möchte ich eine innerliche Bildung gegenüberſtellen. Aus den wüſten Steinhaufen unſerer Städte, aus Unnatur und Unwahrheit, aus erſchöpfender Frohn und Haſt, aus Sinnentaumel und Zerſtreuung kann uns die Sehnſucht retten in den Hain, wo Genußſucht und Ichſorge durch Andacht und Liebe abgelöſt werden, wo Baum und Fels, Wellen und Wolken unſere Geſchwiſter ſind, wo wir kindlich vertrauen dem gemeinſamen Urquell und ſeinem Schöpferſinn, und wo der Schönheit Geſichte Kraft ſpenden, der Menge Qual zu lindern und den Erlöſer in uns zu wecken. Möchte der Hain mit ſeinem Rauſchen manche Menſchenſeele locken, die nach Troſt und Heil verlangt!

Bruno Wille

Friedrichshagen b. Berlin, November 1908

Inhaltsverzeichnis

Seite

Sternenbraut

Das biſt du (Abendburg) 3
Die beiden Waldfeuer (Abendburg) 5
Und ob ich ewig dunkel bliebe (Abendburg) 6
Triſtans Heimkehr (Abendburg) 7
Bergſee (Abendburg) 9
Lilien ſchnein 10
Des Knappen Eiferſucht 13
Himmliſche Minne (Abendburg) 14
Verſchlafenes Glück (Abendburg) 15
Ich und Du (Wacholderbaum) 17
Traum von heimlicher Hochzeit 19
Der frühe Tag (Einſiedler und Genoſſe) 21
Ruheſchrein (Abendburg) 22
Ohne Dank (Einſiedler und Genoſſe) 23
Reue (Einſiedler und Genoſſe) 24
Alles um Liebe (Nach A. de Muſſet: An Ninon) 26
Gedenke mein (Nach A. de Muſſet) 27
Die Tote mahnt (Wacholderbaum) 29
Sie ſtarb an Liebe (Wacholderbaum) 30

Naturſeelen

Der verlorene Bruder (Einſiedler und Genoſſe) 33
Pflanzenkind (Einſiedler und Genoſſe) 35
Wurzelgenoſſen (Wacholderbaum) 36
Wandergänſe in der Märznacht (Wacholderbaum) 38
Seelenlos (Wacholderbaum) 40
Blutbrüderſchaft (Wacholderbaum) 42
Einſamer Baum (Einſiedler und Genoſſe) 44
Es will Abend werden (Wacholderbaum) 45
Stimme der Mutter (Einſiedler und Genoſſe) 46
Die hohe Föhre (Wacholderbaum) 47

Seite
Föhren glühen (Einſiedelkunſt der Kiefernheide) 48
Die Silberpappel (Einſiedelkunſt der Kiefernheide) 50
Im Sommerwinde (Wacholderbaum) 52
Sonnenwende (Wacholderbaum) 57
Herbſtliche Eiche 59
Novemberlaub (Einſiedelkunſt der Kiefernheide) 60
Regenflüſtern (Wacholderbaum) 61
Novemberabend (Einſiedelkunſt der Kiefernheide) 62
Der Träumer (Einſiedler und Genoſſe) 63

Bergeinſamkeit

Die Ferne (Abendburg) 67
Wandrers Abendburg (Abendburg) 70
Wolke (Einſiedler und Genoſſe) 71
Der Sagenſtein (Abendburg) 73
Die Sonne kommt (Abendburg) 75
Aufſtieg (Einſiedler und Genoſſe) 76
Innere Heimat (Abendburg) 77

Ausblick auf die See

Seekönigs Krone (Einſiedelkunſt der Kiefernheide) 81
Vom Berge bis über die See 83
Sturm und Fels 85
Stern der Meere (Abendburg) 87
Das Heimatland, das alte Weh (Einſiedelk. der Kiefernh.) 88

Der Menge Qual

Arme Leute (Einſiedelkunſt der Kiefernheide) 91
Die Sonnenblume (Einſiedelkunſt der Kiefernheide) 92
Entzauberung (Einſiedelkunſt der Kiefernheide) 94
Die kommende Sonne (Einſiedler und Genoſſe) 97
Die Wolkenſtadt (Einſiedler und Genoſſe) 100
Straße (Einſiedler und Genoſſe) 103
Aufruhr der Lüfte (Einſiedler und Genoſſe) 105
Gefangen (Einſiedelkunſt der Kiefernheide) 109

Seite
Vorſtadtlerche (Einſiedler und Genoſſe) ... 110
Der Mohnkopf (Einſiedler und Genoſſe) ... 114
Ich will (Einſiedler und Genoſſe) ... 116

Erlöſe dich

Sonnenbraut (Abendburg) ... 121
Südenland (Einſiedelkunſt der Kiefernheide) ... 122
Das Bett (Einſiedelkunſt der Kiefernheide) ... 124
Tote tröſten ... 127
Die tröſtende Nacht (Einſiedler und Genoſſe) ... 130
Sündige Blüte (Einſiedelkunſt der Kiefernheide) ... 131
Aus Rauhreif (Einſiedelkunſt der Kiefernheide) ... 133
Es war einmal (Einſiedelkunſt der Kiefernheide) ... 135
Sei, Seele, du Marie (Abendburg) ... 136
Der ſchwarze Reiter ... 138
Sternloſe Nacht (Abendburg) ... 141
Herbſtfäden (Wacholderbaum) ... 145

Heimweh nach der Ewigkeit

Heilige Hochzeit (Abendburg) ... 149
Selig ſterben (Wacholderbaum) ... 151
Klausners Troſt (Wacholderbaum) ... 154
Der ewige Abc-Schütz (Wacholderbaum) ... 156
Sternenfriede (Einſiedelkunſt der Kiefernheide) ... 161
Der verlorene Sohn (Abendburg) ... 164
Hahnenſchrei (Wacholderbaum) ... 167
Ich bleibe (Einſiedler und Genoſſe) ... 169
Im Sarge (Einſiedler und Genoſſe ... 170
An eines Knaben Bahre (Abendburg) ... 171
Flackerſeelchen ... 172
Herbſtwanderung ... 174
Wandervögel (Wacholderbaum) ... 176
Pilgerfahrt (Wacholderbaum) ... 179

Nachwort ... 181

Vom gleichen Verfaſſer erſchienen u. a. folgende Werke:

Bruno Wille
Offenbarungen des Wacholderbaums
Roman eines Allſehers / Zwei Bände / Viertes Tauſend
Broſch. M 8.—, geb. M 10.—
Verlag von Eugen Diederichs in Jena
Den reichen Buchſchmuck zeichnete Fidus

Der Philoſoph Prof. **Friedrich Paulſen** widmete dieſem Weltanſchauungs-Roman folgende Worte: „Es iſt ein eigenartiges, man wird ſagen dürfen einzigartiges Buch; Roman, Lebenserinnerungen, philoſophiſche Dialoge, ſpekulative Reflexionen, Traumbilder, endlich Gedichte, Gedichte von wunderbarer Stimmungskraft und Gewalt der Sprache, alles dies iſt hier zu einem erſtaunlichen Ganzen verwoben. Der Inhalt iſt ein philoſophiſches Drama; es handelt ſich um den Kampf und Sieg einer Menſchenſeele, um ihre Erlöſung aus den Banden enger Lebensanſicht, ſchwerer, innerer Unruhe und niederdrückenden Leidens zu freiem, hohen Selbſtbeſitz und beſeligender Einigkeitsgewißheit. Die Erlöſung aber wird bewirkt durch liebendes Schauen der Natur, durch philoſophiſches Denken, zuſammen mit büßendem Leiden, das gekrönt wird durch eine rettende Tat. Der Held ſieht am Ende dem Tode entgegen mit der Gewißheit, daß er ihm Befreiung aus einengenden Schranken bringen, daß er ihn zu neuer, erhöhter Wirkungsweiſe in weiteren, helleren Sphären berufen wird. Den Rahmen, in den dieſe innere Entwickelung geſpannt iſt, bildet eine Liebestragödie; ſie liegt ſchon in ferner Vergangenheit, aber ihre Folgen enthüllen ſich allmählich den Augen des Helden. Ich will die Geſchichte nicht erzählen, ſie iſt mit erſchütternder Wucht geſtaltet; von der Ahnung zur Entdeckung und zuletzt zur klaren Gewißheit geht der Weg mit unerbittlicher Notwendigkeit. Th. Storm hat nicht mit größerer Sicherheit und Kraft den Leſer die Enthüllung eines furchtbaren Geheimniſſes vom erſten Aufdämmern bis zur vollendeten Gewißheit miterleben laſſen, als es hier geſchieht. Und ein anderes erinnert mich an den Dichter meiner Heimat: die vollendete Meiſterſchaft, womit Natur, Boden und Menſchenſchickſal zur Einheit verflochten ſind. Der Boden, auf dem dieſe Geſchichte ſpielt, iſt die Mark; die ſchwermütige Seele der märkiſchen Landſchaft, die Einſamkeit und Stille von See und Wald, von Heide und Moor, von Sumpf und Fließ, ſie iſt nie ſo rein in poetiſch-muſikaliſche Stimmung umgeſetzt, als in dieſen Schilderungen und Gedichten. Kant ſagt einmal: er habe die Philoſophie in die Geſellſchaft der Mathematik bringen wollen, ſie könne nicht in beſſerer ſein. Eine Philoſophie, die Weltanſchauung ſein will, kann nicht der Dichtung entraten... In Goethe waren Philoſophie und Poeſie eins; ihn verehrt darum auch unſer Verfaſſer als ſeinen Schutzpatron. Ich erblicke in dieſer Dichtung . . . eine günſtige Vorbedeutung für die idealiſtiſche Metaphyſik; ſie iſt umgebracht worden durch den Bund der im übrigen einander feindlichen Mächte, der Wiſſenſchaft, die die Ideen haßt, und der Kirche, die ſich vor dem freien Denken fürchtet; ſie wird wieder zum Leben gebracht werden durch den neuen Bund zwiſchen Philoſophie und Poeſie.“

Bruno Wille
Einſiedelkunſt aus der Kiefernheide
Broſch. M 1.50, geb. M 2.50
Verlag von Schuſter & Löffler in Berlin

Felix Holländer ſchrieb über dieſe Gedichte: „Ein Grübler von wunderbarer Art iſt Bruno Wille... Des Einſiedlers Kunſt beruht auf jener Einſamkeit der Seele, die ihre eigne Straße geht, abſeits vom Getümmel des Marktes, wo die abgegriffenen Münzen im Kurſe ſind... Der Einſame kommt zu einer Art feierlicher Reſignation — er ſteht Welt und Dingen nicht mehr mit wilder, ungeſtümer Begehrlichkeit, ſondern mit einer tragiſchen Erkenntnis und tragiſchen Lebensauffaſſung gegenüber. Dieſe Stimmung ſpricht aus Willes Gedichten, und ihre Innigkeit wirkt um ſo ergreifender, weil die ganze Schwermut der märkiſchen Landſchaft ſie durchzittert. Wer ſo wie er den Zuſammenhang zwiſchen Menſch und Natur erfaßt hat, das iſt kein Ringender mehr, ſondern ein reifer Könner.“

Sommer 1909 erſcheint bei Eugen Diederichs in Jena
der Roman: **Die Abendburg**
Chronika eines Goldſuchers von Bruno Wille

Mit Buchausſtattung von F. H. Ehmcke.
Von dieſem Buche wurden 30 Abzüge zum Preiſe von fünfzehn Mark für jedes Exemplar auf echt Japan-Bütten hergeſtellt / in Ganzpergament gebunden und handſchriftlich numeriert

Gedruckt bei
Pöſchel & Trepte
in Leipzig